Geschichte

der

Missionsreisen

nach Afrika

vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Ph. H. Külb,

Stadtbibliothekar zu Mainz.

Drittes Bändchen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1863.

(Reisen der Missionäre. II. 3.)

Die

Reisen der Missionäre.

Ein Buch
zur Belehrung und Unterhaltung

von

Dr. Ph. H. Külb,
Stadtbibliothekar zu Mainz.

Zweite Abtheilung.

Missionsreisen nach Afrika vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Drittes Bändchen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1863.

Geschichte

der

Missionsreisen

nach Afrika

vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Ph. H. Külb,
Stadtbibliothekar zu Mainz.

Drittes Bändchen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1863.

Vorwort.

Nachdem das vorhergehende Bändchen die Geschichte der Missionsreisen nach Habessinien bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortgeführt hat, soll sich das vorliegende mit den Versuchen beschäftigen, welche zur Verbreitung der christlichen Religion unter den wilden und für eine höhere Bildung wenig empfänglichen Volksstämmen der Kaffern auf der Ostküste Afrikas gemacht worden sind. Leider fließen hier die Quellen sehr spärlich und es tritt sogar ein Zeitraum von fast zweihundert Jahren ein, aus welchen nicht ein einziger Bericht vorliegt; auch den Apostel des Kaffernlandes, Gonçalo Silveira, können wir nicht selbst sprechen lassen, da der Martertod seiner Thätigkeit im Jahre 1561 ein allzufrühes Ziel setzte und er noch nicht Muße gefunden hatte, seine Erlebnisse für die Nachwelt niederzuschreiben. Briefe und Bruchstücke eines Tagebuches gelangten jedoch durch einen glücklichen Zufall in das Collegium zu Coimbra und nach diesen verfaßte sein Ordensgenosse Nicolas

Godigno im Jahre 1611 eine ausführliche Biographie, [1]) welche sich auch durch die gelungene Schilderung des Landes, welches Silveira als Schauplatz seines Bekehrungseifers wählte, auszeichnet, aber, wie es scheint, bis jetzt wenig benützt wurde. Weniger Stoff bietet die Beschreibung eines Schiffbruches, welchen eine Gesellschaft von Missionären aus der Gesellschaft Jesu und dem Dominikanerorden im Jahre 1585 zwischen Madagascar und dem Festlande Ostafrikas erlitt; sie rührt von dem spanischen Jesuiten Pedro Martinez her, welcher sich selbst bei den Schiffbrüchigen befand und nebst den andern Missionären auf wunderbare Weise gerettet wurde. Sie ist in italienischer Bearbeitung gedruckt, [2]) aus welcher eine schlechte und jetzt ungenießbare deutsche Uebersetzung [3]) floß. Sehr reiche Ausbeute gewährt dagegen das Werk Joao's

---

[1]) Vita Patris Gonzali Sylveriae, Societatis Jesu Sacerdotis, in urbe Monomotapa martyrium passi a R. P. Nicolao Godigno ejusdem Societatis Jesu Theologo latine composita. Lugduni 1612. 8. Coloniae Agrippinae 1616, 8.

[2]) Raguaglio d'un notabilissimo Naufragio, cavato d'una lettera del Padre Pietro Martinez, scritta da Goa al molto reverendo Padre Generale della Compagnia di Giesu alli IX di Decembre MDLXXXVI. Roma 1588. 8.

[3]) Petri Martinez Schreiben aus China und India an den Jesuiten-General den 9. Dezember 1586 gethan, sampt Erzehlung eines merdlichen Schiffbruchs. Dillingen 1589. 8.

dos Santos, eines Dominikanermönches, worin dieser nicht nur die Geschichte seiner Missionsarbeiten in den Jahren 1586 bis 1596 erzählt, sondern auch die Sitten und Gebräuche der wilden Völker, welche auf der Küstenstrecke von Melinde bis zur Lagoabai und weiter nach dem Innern des Landes hin wohnen, in einer trefflichen Uebersicht darstellt. Seine Nachrichten über die Goldländer Matuca und Manica müßen jetzt noch als Hauptquelle dienen, da keine neueren und besseren Nachrichten vorhanden sind. Das portugiesische Original [1]) kommt nur höchst selten vor und man muß deßhalb bedauern, daß die französische Bearbeitung desselben durch den Theatinermönch Gaetan Charpy [2]) sehr unvollständig, ungenau und an vielen Stellen sogar fehlerhaft ist. Als Ergänzung dieser Beschreibung des sogenannten östlichen Aethiopiens, wie man Ostafrika früher überhaupt zu nennen gewöhnt war, dient der Reisebericht des deutschen Jesuiten Moritz Thoman, [3]) welcher in den Jahren

---

[1]) Ethiopia Oriental e varia historia de cousas notaveis de Oriente. Evora 1609. F.

[2]) Histoire de l'Etiopie orientale, composeé en Portugais par le R. Pere Jean de Santos, et traduite en François par Gaetan Charpy. Paris 1684. 12. Ibid 1688. 12.

[3]) Mauriz Thomans, ehemaligen Jesuitens und Missio-

1757 bis 1759 in den Residenzen der Jesuiten am Zambese als Missionär lebte und in die Verfolgungen, welcher dieser Orden bei seiner Aufhebung erdulden mußte, verwickelt wurde. Er saß als Gefangener sechzehn Jahre in einem unterirdischen Kerker der Festung St. Julian bei Lissabon und erlangte erst durch den Tod des Königs Joseph I. seine Freiheit wieder. Seine Schilderung der Kaffernstämme, unter welchen er lebte und wirkte, ist eben so anziehend, als die Erzählung seiner Leiden, und wäre der Verfasser ein Ausländer, so würde sein Buch gewiß ins Deutsche übersetzt und berühmter sein, als dieß wirklich der Fall ist. Es dürfte daher dem Leser nicht unangenehm sein, daß wir länger bei unserm Landsmanne verweilt und seinem Berichte das Wichtigste entnommen haben.

---

närs in Asien und Afrika, Reise- und Lebensbeschreibung. Von ihm selbst verfasset. Augsburg 1788. 8.

Inhalt.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Die Reisen der Missionäre nach Afrika

vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Die Ostküste Afrikas.

Erstes Kapitel.

Erste Versuche zur Bekehrung der heidnischen Völker an der Ostküste Afrikas. — Der Missionär Gonçalo Silveira. — Das Königreich Inhambane und dessen Hauptstadt Tonge. — Beschaffenheit des Landes. — Elephantenjagd. — Culturzustand der Eingeborenen. — Religion. — Lebensweise. — Taufe des Königs von Inhambane. — Reise von Mozambique nach dem Zambese. — Ankunft zu Sena.

Zu der Zeit, als die portugiesische Herrschaft an der Ostküste Afrikas zu der größten Ausdehnung gediehen war und von der Insel Socotora am Eingange des Meerbusens von Aden nach Süden hin bis zu Lagoabai reichte, befand sich nicht weit von der letzteren am Flusse Inhambane ein vorgeschobener Posten, welcher die Aufgabe hatte, den Verkehr mit den umwohnenden Kaffernstämmen zu vermitteln und zu fördern. Dahin kam häufig in Handelsgeschäften der jüngere Sohn des Königs eines benachbarten Reiches, welches gewöhnlich nach einem es durchströmenden Flusse Inhambane oder auch nach seinem

Hauptorte Tonge genannt wird, und da mit der Kenntniß der portugiesischen Sprache, welche er allmälig erlangte, seine Wißbegierde wuchs, so suchte er auch die Lehren des Christenthums kennen zu lernen und fühlte sich alsbald von der Erhabenheit derselben so sehr durchdrungen, daß er den Entschluß faßte, nach Mozambique, dem Hauptorte der portugiesischen Niederlassungen, zu gehen, um dort einen gründlichen Unterricht zu genießen. Der Befehlshaber Sebastiao Sa, ein eben so frommer als kluger Mann, empfing ihn mit ausgezeichneter Freundlichkeit, gab ihm einen tüchtigen Lehrer und veranstaltete bei seiner Taufe große Festlichkeiten. Entzückt von dem ihm zu Theil gewordenen Glücke, zeigte der Prinz nach seiner Heimkehr eine so innige Zufriedenheit und spendete der christlichen Religion, welche diesen seligen Zustand seines Gemüthes bewirkt hatte, so feurige Lobsprüche, daß sein älterer Bruder sich ebenfalls zur Reise nach Mozambique anschickte, um dort die Taufe zu empfangen; der besorgte Vater konnte sich aber nicht entschließen, seine Einwilligung zu diesem Schritte des Thronerben zu geben und hielt es für besser, einen christlichen Lehrer an seinen Hof zu berufen, um sich selbst und seine ganze Familie unterrichten und taufen zu lassen. Der bereits getaufte Prinz eilte sogleich nach Mozambique, um den Wunsch seines Vaters dem dortigen Befehlshaber mitzutheilen, und dieser hielt, da ihm von dem mächtigen König von Monomotapa ein ähnlicher Antrag gestellt worden war, die Sache für wichtig genug, um dem Vizekönige von Indien Kenntniß davon zu geben, mit der Bitte, einige bewährte Männer zu senden, welche

Geschick, und Eifer genug in sich fühlten, den in der Nacht des Unglaubens schmachtenden Kaffern das Licht des Evangeliums zu bringen. Der Vicekönig übertrug die Besorgung dieser Angelegenheit Antonio de Quadros, dem Provinziale des Jesuitenordens in Indien, und nach reiflicher Ueberlegung wurde Gonçalo Silveira, Antonio's Vorgänger im Amte, ein durch Geburt, Wissen und Frömmigkeit ausgezeichneter Mann, auf sein dringendes Verlangen zum Verkündiger der christlichen Religion in den Ländern der Kaffern erkoren und erhielt zu seiner Unterstützung zwei Gefährten, den Priester Andre Fernandez und den Laienbruder Andre Acosta.

Gonçalo Silveira, im Jahre 1526 zu Almeirim bei Santarem, wo sich sein Vater als Befehlshaber der Leibwache des Königs mit dem Hofe während des Winters aufhielt, geboren, war der jüngste von zehn Brüdern und genoß, nachdem er frühe seine Eltern verloren hatte, in dem Hause eines seiner nächsten Anverwandten eine sehr vorzügliche Erziehung. Er zeichnete sich schon als Knabe durch ungewöhnliche Frömmigkeit aus und trat, nachdem er seine Studien zu Coimbra beendigt hatte, in den Orden der Jesuiten, weil er durch diesen am sichersten und schnellsten auf die seinen Wünschen und Bestrebungen entsprechende Laufbahn zu gelangen gedachte. Um sich zu seinem künftigen Berufe nach Kräften vorzubereiten, versah er mehrere Jahre hindurch an verschiedenen Orten seines Vaterlandes die Seelsorge und begab sich dann im Jahre 1556 nach Indien, wo er sich während seines Aufenthaltes im Collegium zu Goa die Liebe und Achtung seiner Ordensgenossen in so hohem

Grade erwarb, daß er zum Provinzial gewählt wurde. Er nahm diese Stelle, welche ihn von dem vorgesteckten Ziele abzulenken drohte, nur mit großem Widerstreben an und legte sie, nachdem er dieselbe drei Jahre hindurch zur allgemeinen Zufriedenheit versehen, nieder, um fortan nur als Glaubensbote unter den heidnischen Völkern zu wirken. Eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens bot sich, wie bereits bemerkt wurde, alsbald durch das Verlangen der Beherrscher von Tonge und Monomotapa, und Silveira schiffte sich am 13. Januar 1560 mit seinen beiden Gefährten auf einem nach Sofola bestimmten Fahrzeuge ein. Von Mozambique, wo das Schiff, welches nach der stürmischen Ueberfahrt einige Ausbesserung bedurfte, einige Zeit liegen bleiben mußte, setzten die Väter, denen jeder unnöthige Aufenthalt als sündlich galt, auf einer jener leichten, aus dünnen Brettern mit Kokosfasern zusammengenähten Barken, in der Landessprache Sambuken genannt, ihre Reise längst der Küste bis nach Sofala und von da bis nach Inhambane, dem ersten Hafen des gleichnamigen Königreiches, fort. Die sonst im Allgemeinen sehr dürre und unfreundliche Küste bietet an dieser mit Pomeranzenbäumen bedeckten Stelle einen köstlichen Anblick, auch hat die ganze Umgegend Ueberfluß an Lebensmitteln und gutem Trinkwasser, aber die Hitze ist so unerträglich, daß viele der habsüchtigen Europäer, welche sich hier des reichlich lohnenden Handels wegen aufzuhalten wagen, ihr schon nach kürzerer Zeit erliegen. Silveira, ein sehr starker, vollblütiger Mann, litt am meisten und war einigemal dem Ersticken nahe, und da ihn zugleich

ein heftiges Fieber, verbunden mit einem gefährlichen Augenübel, auf dem Krankenlager festhielt, so wurde beschlossen, daß sein Gefährte Andre Fernandes ihm nach Tonge vorauseilen solle, um dem Könige seine nahe bevorstehende Ankunft zu melden.

Tonge, die Hauptstadt des Reiches Inhambane, sagt Nicolas Godigno, der fast gleichzeitige Berichterstatter über das Leben und Wirken Silveiras, liegt ungefähr unter dem dreiundzwanzigsten Grade südlicher Breite an einem großen Flusse, [1]) dessen Wasser aber wegen der noch weiter aufwärts reichenden Fluth nicht trinkbar ist, in einer tiefen, von Bergen eingeschlossenen und den Winden unzugänglichen Schlucht, weßhalb hier mit Ausnahme von drei bis vier Monaten, in denen die Sonne am weitesten nach Norden hin entfernt ist, eine so unmäßige Hitze herrscht, daß Alles zu glühen scheint und nur der an dieses höllische Klima gewöhnte Eingeborene die zur Verrichtung der nöthigen Geschäfte erforderliche Spannkraft des Körpers behält, der Europäer aber fast gänzlich die Fähigkeit, sich zu bewegen, verliert und gewöhnlich dem Fieber oder andern Krankheiten erliegt. In der Küstengegend fällt meist so viel Regen, als zum Bedürfnisse des Menschen und des Bodens hinreicht, im Innern aber dauert die Trockenheit oft so lange, daß die Saat nicht zur Reife gelangt und zuweilen gar nicht aufgeht; der Boden jedoch ist nicht unfruchtbar und liefert in günstigen Jahren Hirse, Mais, Erbsen und Bohnen und sogar mehrere Arten von Obst und Südfrüchten. Rinder findet man nur

[1]) Am rechten Ufer des Inhambane.

an wenigen Orten und spärlich, kleineres Vieh aber häufiger und an Hühnern hat man Ueberfluß, die gewöhnliche Nahrung der Eingeborenen ist jedoch Elephantenfleisch. Diese Thiere durchstreichen in zahlreichen Heerden die Wälder und Felder, auf denen sie großen Schaden verursachen, da die aufgegangene Saat unter ihren Tritten spurlos verschwindet. Die Jäger, welche auf den Fang derselben ausziehen, bilden ein eigenes Geschlecht und sind an einem Zeichen, welches ihnen schon in der Jugend an einer bestimmten Stelle des Körpers eingebrannt wird, leicht zu erkennen. Zu einer solchen Jagd versammeln sich gewöhnlich hundertundfünfzig Leute und theilen sich in die verschiedenen Obliegenheiten, indem einige die auf den Feldern umherschweifenden Elephantenheerden aufsuchen, die andren aber sich mit Beilen bewaffnet in den schmalen Pfaden, welche nach dem Innern der Wälder führen, verbergen. Die ersteren bemühen sich, die Elephanten zur Flucht nach dem Walde zu bewegen, während die andern den Thieren, welche sich einzeln durch die engen Wege drängen, ihre Beile geschickt in die Gelenke der Hinterfüsse werfen, so daß der schwere Körper sogleich oder doch nach kurzer Anstrengung, sich weiter fortzubewegen, zusammenbrechen muß. Nach der Beendigung dieses mühsamen und gefährlichen Geschäftes zerhauen die Jäger die erlegten Elephanten, vertheilen das Fleisch, mit Ausnahme des Rüssels, welcher als der schmackhafteste Theil des Thieres dem Könige zufällt, und die Zähne, einen jetzt von den Portugiesen gesuchten und bedeutenden Handelsartikel, unter sich.

Die Unterthanen des Königs von Inhambane gehören zu den einen großen Theil der Südostküste Afrikas bewohnenden Kaffern, sie hießen in der Landessprache Mokaranger [1]) und gelten als der gutmüthigste und bildsamste aller Kaffernstämme, sind aber nicht so weit vorbereitet und nicht so mächtig als ihre Nachbarn, die Botonger, [2]) ein rohes, treuloses Volk, welches von der schändlichen Lehre Muhameds, von der es indessen sonst nichts wissen mag, die Beschneidung angenommen hat. Alte Kaffern stellen übrigens geradezu in Abrede, daß es ein höheres, die Welt beherrschendes Wesen, daß es im Leben gute und böse Handlungen und daß es nach dem Tode eine Belohnung oder Strafe gibt. [3]) Sie verehren deßwegen weder eine Gottheit noch irgend einen Götzen und kümmern sich bei ihrem Thun und Treiben nicht im geringsten um das jenseitige Leben. Jeder verfährt, wie es ihm gut dünkt und so weit die ihm zu Gebot stehende Macht die Ausführung seines Willens zuläßt. An Zauberei, Vorhersagung und Vorbedeutungen glauben sie so fest, daß sie durch nichts davon abzubringen sind. Stirbt einer ihrer

---

[1]) Bewohner des Landes Mokaranga, in welchem der Fluß Sofala entspringt.

[2]) Eingeborene des Reiches Botonga, nördlich von Sofala.

[3]) Neuere Reisende widersprechen dieser Behauptung; nach ihnen erkennen die Kaffern ein höchstes Wesen an, welches sie Ulhanga (Oberherr) oder Utika (sehr schön) nennen; auch sollen sie an die Unsterblichkeit der Seele glauben, dagegen von Strafen oder Belohnungen im andern Leben keinen Begriff haben.

Angehörigen, so verhehlen sie den Tod desselben und sorgen ängstlich dafür, daß Niemand den Ort erfährt, wo er begraben wird, denn Jeder, der sich bei einem Sterbenden oder Todten befindet, trägt nach ihrer Ansicht den Tod mit sich und wird deßhalb sogar von seinen Freunden verlassen. Ueberhaupt glauben sie, daß an jeder Krankheit und an jedem Sterbfalle irgend ein Anderer Schuld sei, und um diesen aufzufinden, fragen sie die Zauberer und sind so fest von der Aussage derselben überzeugt, daß sie den von diesen bezeichneten Menschen, wenn es ihnen möglich ist, sogleich aus dem Wege räumen. So ließ der König von Inhambane kurz vor der Ankunft Silveiras, als er von den Zauberern hörte, daß sein Sohn, den er zu dieser Zeit verloren hatte, nur deßhalb gestorben, weil ein Anderer in seine Fußstapfen getreten sei, sogleich diesen Unglücklichen aufsuchen und ermorden. Eben so hartnäckig hängen sie an anderem weniger gefährlichem Aberglauben. Wollen sie ihre Aussage durch einen Eid bekräftigen, so nehmen sie ein wenig Erde oder glühende Asche auf die Hand und bejahen oder verneinen eine Frage durch die Art und Weise, wie sie die Erde oder die Asche auf den Boden blasen. Noch feierlicher ist ein anderer Schwur, welcher mit folgenden Förmlichkeiten geleistet wird. Der Schwörende beugt nämlich zuerst vor der Kriegstrommel des Königs, deren Schall man vier Meilen weit hört, das Knie, legt die Hand auf das Fell derselben, küßt dann die Trommel und spricht, als ob er ihr nicht nur Gefühl und Verstand, sondern auch göttliche Macht zutraue, zu ihr: Ich bin gezwungen, durch diesen Eid zu bekennen, ob ich das mir zur

Last gelegte Verbrechen begangen habe oder nicht. Bin ich schuldig, so schmettere mich nieder, bin ich aber unschuldig, so dulde nicht, daß mir irgend ein Leid geschehe. Nach diesen Worten legt er die Hand noch einmal auf die Trommel, wiederholt den Kuß und steht auf. Der Glaube dieser Wilden an die Macht der Trommel ist aber so groß, daß sie fest überzeugt sind, ein Meineid müsse augenblicklichen Tod zur Folge haben. Obgleich die Kaffern, wie bereits bemerkt wurde, im Allgemeinen weder an ein höchstes Wesen, noch an die Unsterblichkeit der Seele glauben, so nehmen doch einige Stämme, welche mit den Mauren und später mit den Portugiesen in Berührung gekommen sind, eine Gottheit an, welche Mosib [1]) heißt und eine Art Glücksgott zu sein scheint, denn sie schreiben ihm alles Erfreuliche und Günstige, was ihnen widerfährt, zu und behaupten, er sei sowohl ihren Vorfahren, als auch ihnen stets hold gewesen. Andere Stämme sprechen von einer Gottheit, welche sie Vimbe nennen, über deren Eigenschaften man aber nichts Näheres erfahren konnte.

Auch bei ihren öffentlichen Festen und Vergnügungen scheint der Gedanke an die Verehrung irgend einer Gottheit gänzlich ausgeschlossen zu sein, denn sie versammeln sich zwar häufig und zu bestimmten Zeiten, um allgemeine, mit Gesang, Musik und Tanz verbundene Spiele zu feiern, diese beziehen sich jedoch ausschließend auf die Art und Weise der in diesen Gegenden üblichen Kriegsführung und stellen entweder

---

[1]) Oder Mozimo, welcher nach Andern hauptsächlich in Monomotapa verehrt wird.

die Belagerung und Vertheidigung eines Ortes, oder den Ueberfall eines Lagers, oder eine Feldschlacht dar. Die Theilnehmer an diesen Spielen suchen sich ein möglichst furchtbares Ansehen zu geben, indem sie sich in Felle von Löwen, Tigern und andern wilden Thieren hüllen und die noch daran befindlichen Köpfe, Schwänze und Klauen an die entsprechenden Theile des Körpers bringen. Beim Tanze drehen sie sich häufig mit unbegreiflicher Schnelligkeit auf einem Fuße, so daß sie mit den einen großen Kreis um sie beschreibenden Fellen ein und derselbe Gegenstand zu sein scheinen. Nach der Beendigung eines gemeinschaftlichen Tanzes tritt jeder an seine Stelle zurück und schleudert so viel Sand, als er mit dem Fuße fassen kann, mit solcher Geschicklichkeit und so hoch in die Luft, daß man der durch die Kraft des Wurfes zusammengeballten Masse kaum mit den Augen zu folgen vermag. — Die gewöhnliche Kleidung des größten Theiles der Kaffern ist sehr einfach und besteht nur aus zwei Fellstücken, welche hinten und vorn an den Theilen des Körpers, die man am ersten zu bedecken pflegt, herabhängen, die Reicheren tragen wohl zuweilen auch ein sechs bis sieben Ellen langes, um die Hüften durch einen Gürtel von Baumrinde festgehaltenes baumwollenes Hemd und darüber ein kleines Schwert, welches an einem um den Hals geschlungenen Faden kaum bis zur Achselhöhle herabhängt. Die Häuptlinge und vornehmsten Leute prunken bei festlichen Gelegenheiten mit indischen Stoffen und mit Ringen von Erz oder Elfenbein, welche sie um die Vorderarme und die Waden legen. Außer den erwähnten Schwertern sieht man

bei den Kaffern bis jetzt keine anderen Waffen, als Speere, Bogen und Pfeile; um sich aber ein kriegerisches Ansehen zu geben, flechten sie die Haupthaare in Gestalt von zwei stark gebogenen Hörnern, welche bei den Reicheren an den Spitzen mit Gold verziert sind. Auch die vornehmeren Frauen kleiden sich in bessere Stoffe, die sie jedoch größtentheils selbst verfertigen; als den vorzüglichsten Schmuck betrachten sie aber möglichst viele Schnüre kleiner Korallen, welche ihnen die arabischen Handelsleute schon seit undenklicher Zeit zuführen.

Man sollte vermuthen, daß wenigstens die an der Küste wohnenden Kaffernstämme, wozu auch die dem Könige von Inhambane unterworfenen Mokarenger gehören, durch ihre Berührung mit den Arabern zur Annahme einer gesitteteren Lebensweise bewogen worden seien, die tägliche Erfahrung scheint jedoch für das Gegentheil zu sprechen, denn die Botonger haben zwar von ihnen die Beschneidung angenommen, wissen aber nicht mehr von der Lehre Muhameds, als die übrigen Kaffernstämme; eben so wenig kümmern sie sich um das Christenthum und bekennen sie sich auch wie neugierige oder gehorsame Kinder auf das Verlangen der portugiesischen Missionäre zur christlichen Religion, so verlassen sie doch diese wieder eben so gleichgültig bei der ersten Gelegenheit, weil sie nicht verstehen können, wozu ihnen dieselbe nützen soll, indem ihre Ansichten von Recht und Unrecht und von Tugend und Laster allzusehr von der christlichen Anschauung abweichen. Die einzige Richtschnur aller ihrer Handlungen ist der eigene Vortheil, weßhalb sie auch glauben, daß Alles, was

sie als Geschenk erhalten, ihnen gebühre, und man von ihnen nie Anerkennung erwiesener Wohlthaten erwarten darf. Leistet man einem von ihnen des Morgens den bedeutendsten Dienst und verlangt von ihm des Abends auch nur die geringste Gefälligkeit, so wird man ohne reichliche Vergütung vergebens die Gewährung derselben erwarten. Recht und Gerechtigkeit kennen sie nicht einmal dem Namen nach und was ihnen beliebt, halten sie auch für erlaubt, denn als höchstes Gesetz gilt ihnen ihr Wille. Diebstahl, Mord, Ehebruch und andere schwere Verbrechen begehen sie ohne Scheu, sobald sie von dem Beleidigten nichts zu fürchten haben, eben so wenig züchtigen sie ihre Kinder, wenn diese in ihrem Beisein die abscheulichsten Schandthaten verüben, sobald damit nur einiger Vortheil für sie verbunden ist.

Wäre diese Schilderung des sittlichen Zustandes der Kaffern gegründet, so dürfte man sie kaum eine Stufe höher stellen, als das unvernünftige Vieh, vorurtheilsfreie Portugiesen aber, welche sich längere Zeit bei ihnen aufhielten und Gelegenheit hatten, sie in jeder Beziehung genauer kennen zu lernen, halten sie keineswegs für so roh, daß sie zur Annahme sanfterer Sitten durchaus unfähig seien, und führen als Beweis ihrer Behauptung, daß diese Rohheit nur die Folge langer Vernachläßigung und schlechter Gewohnheit sei, die Erfahrung an, daß viele Leute dieses Volkes, welche als Sklaven nach Portugal gebracht wurden, nicht nur allmälig europäische Bildung annahmen, sondern sogar nach ihrer Freilassung als thätige und nützliche Bürger sich Achtung zu verschaffen wußten. Man darf deßhalb den Kaffern

keineswegs jede Bildungsfähigkeit absprechen, eben so wenig kann aber auch geläugnet werden, daß Gleichgültigkeit und Wankelmuth die am meisten hervortretenden Züge ihres Charakters sind, wie schon Silveira und seine Gefährten zu ihrer größten Betrübniß erfahren mußten.

Fernandez, welcher, wie wir bereits bemerkt haben, als Vorläufer Silveiras nach Tonge aufgebrochen war, kam, da er den Weg, welchen er zuerst von seinen Ordensgenossen einschlug, zu Fuß zurücklegen und sich nicht von den ihn begleitenden Kaffern tragen lassen wollte, von den Mühseligkeiten der Reise völlig erschöpft in dieser Stadt an und wurde nachdem er kaum dem Könige, der ihn wohlwollend empfing, seine Botschaft ausgerichtet hatte, von einem so heftigen Fieber befallen, daß er die ihm angewiesene Wohnung mehrere Tage nicht mehr verlassen konnte. Die Söhne des Königs und die angesehensten Leute am Hofe besuchten ihn zwar häufig und brachten ihm Geschenke, welche hauptsächlich in Elephantenzähnen bestanden, dabei aber fehlte es ihm an der nöthigsten Bequemlichkeit und jedem Mittel zur schnelleren Entfernung seiner Krankheit; der nackte Boden war sein Lager und seine einzige Nahrung ein mit etwas Salz in Wasser gekochter Brei von Hirse. Unterdessen war auch Silveira von Inhambane, nachdem er daselbst das Osterfest in der Mitte seiner Landsleute gefeiert und diese durch seine Frömmigkeit und eine erhebende Predigt erbaut hatte, mit Andre Acosta eingetroffen und begann sogleich, ohne sich auch nur die kürzeste Erholung zu gönnen, an dem Hofe, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, die Unter-

weisung in der christlichen Religion. Der König, welcher sich durch das von dem Vizekönige von Indien an ihn gerichtete Schreiben sehr geschmeichelt fühlte, wohnte mit seiner ganzen Familie, wie es schien, mit großem Eifer dem Unterrichte bei und schon nach wenigen Wochen wurde ein glänzendes Tauffest gegefeiert, bei welchem dem Könige zur Erinnerung an den ersten das Christenthum fördernden römischen Kaiser der Name Constantin beigelegt, seine Gemalin aber zu Ehren der Königin von Portugal Katharina genannt wurde; auch die Prinzen und Prinzessinen und die angesehensten Häuptlinge, welche sich taufen ließen, erhielten an bedeutende Personen erinnernde Namen. Silveira sagt in einem um diese Zeit an das Jesuitencollegium zu Goa gerichteten Briefe: „Der Beweggrund dieses Schreibens, geliebteste Brüder, ist ein doppelter; zuerst nämlich will ich euch daran erinnern, daß Gott, wenn wir uns ihm gänzlich hingeben und aufrichtig und eifrig seine Gebote erfüllen, uns in allen Verhältnissen seinen Schutz angedeihen läßt und uns alles zum Leben und zu unserem Heil Nöthige reichlich gewährt, sodann sollt ihr wissen, daß Gott, wenn wir durch irgend ein Ungemach an der Erfüllung unserer Pflichten gehindert werden, selbst für uns handelt, weßhalb wir in Krankheitsfällen und bei jedem andern unvermutheten Wechsel der Dinge unser Vertrauen einzig und allein auf ihn setzen und ihm stets für Alles, was er über uns verhängt, dankbar sein sollen. Von der Wahrheit des Gesagten könnt ihr euch schon durch unsere Erlebnisse überzeugen, denn während wir schwer erkrankt darnieder lagen und zu jedem Unter-

nehmen gänzlich untauglich waren, leistete die göttliche Güte mehr, als wir mit der größten Anstrengung unserer Kräfte zu erreichen hoffen konnten, so daß unsere Krankheit uns und den Kaffern Vortheil gebracht und ihre Bekehrung beschleunigt hat. Ich werde jetzt, nachdem ein so glücklicher Anfang gemacht ist, meine Gefährten zu Tonge zurücklassen und mit Gottes Hilfe ohne Verzug nach Monomotapa aufbrechen, wo, wie man mir mittheilt, der Feind des Menschengeschlechts noch unbeschränkte Macht übt und nicht nur die Kaffern in thörichtem Aberglauben verstrickt hält, sondern auch den wenigen christlichen Ansiedlern Schlingen legt; ich fürchte jedoch, auf den Schutz des Himmels vertrauend, weder die Gewalt noch die List des Teufels und bin fest entschlossen, meinen Vorsatz auszuführen und diesem in der Finsterniß des Unglaubens wandelnden Volke das Licht des Evangeliums zu bringen. Ich bitte euch deßhalb, mir mit euerm Gebete beistehen zu wollen."

Silveira verließ Tonge, nachdem er seine zurückbleibenden Gefährten und die Neubekehrten dem Schutze des Königs dringend empfohlen hatte, nach einem Aufenthalte von sieben Wochen, kehrte durch das Gebiet der Botonger, wo er noch mehrere Häuptlinge für das Christenthum gewann, nach Inhambane zurück und begab sich sodann nach kurzer Rast nach Mozambique, um dort die zu seiner Reise nach Monomotapa nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Durch den Vizekönig von Indien mit reichen Geschenken für den Beherrscher dieses mächtigen und für den portugiesischen Handel höchst wichtigen afrikanischen Reiches versehen, bestieg der eifrige Glaubensbote am

19. August 1560 mit sechs Gefährten ein nach dem Zambese bestimmtes Fahrzeug, um von der Mündung dieses Flusses aus nach dem Innern des Landes vorzubringen. Ehe man aber noch die Mündung des Mafuta[1]) erreichte, entstand ein so fürchterliches Wetter, daß selbst die erfahrensten Seeleute an ihrem nahen Untergange nicht mehr zweifelten; Silveira bestieg in der höchsten Noth das Verdeck, erhob seine Hände zum Himmel und betete mit den Jüngern des Erlösers: Herr hilf uns, wir gehen zu Grunde.[2]) Sogleich legte sich der Sturm und es entstand eine so große Stille, als wollten ihm, wie dem Herrn, Wind und Meer gehorsam sein. Um dem Allmächtigen für die wunderbare Rettung zu danken, lief man am 30. September in die Mündung des erwähnten Flusses ein und hielt an einem daselbst errichteten Altare einen feierlichen Gottesdienst, während dessen aber die Sonne so glühende Strahlen herabsandte, daß der heiße Sand die Füße der Andächtigen durch die Schuhe versengte und das bloße Haupt Silveiras, welcher die Messe las, mit Brandblasen bedeckte, deren Heilung er, da keine Arzneimittel vorhanden waren, der Natur überlassen mußte. Nach einem Aufenthalte von drei Tagen ging man wieder unter Segel, da aber der anfangs günstige Wind umschlug und neue Stürme, die an dieser Küste stets sehr heftig und gefährlich sind, drohten, so sah man sich genöthigt in den Quilimane, einen der Ausflüsse des Cuama, einzulaufen.

---

[1]) Eines kleinen nicht näher bekannten Flusses in der Bai von Angoxa.

[2]) Matth. 8, 25.

In dem Innern Afrikas, fährt der Bericht fort, erstreckt sich weithin ein dreihundert Meilen langer See, aus dem die drei bedeutendsten Flüsse dieses Welttheils, nämlich der Nil, der Zaire und der Cuama, entspringen.[1]) Der Nil strömt nach Norden, der Zaire nach Westen, der Cuama aber nach Osten und fällt durch sieben bis acht Mündungen in den indischen Ozean. Zwei dieser Mündungen sind weit größer, als die übrigen; die eine derselben, welche Loabo[2]) heißt und etwa sieben und einen halben Grad südlich von dem Aequator liegt, nimmt die Richtung von Südwesten nach Nordosten und wälzt eine ungeheure Wassermasse in das Meer, die andere, der eben erwähnte Quilimane, hat ihren Lauf weiter nördlich und kommt dem von Mozambique nach Süden segelnden Seefahrer zuerst zu Gesicht; sie ist weniger wasserreich als der Loabo und nur sechs Monate während des Jahres schiffbar; die Entfernung zwischen diesen beiden Mündungen beträgt ungefähr dreißig Meilen und die ganze Strecke bildet eine ununterbrochene, zum Theil mit Wald bedeckte Fläche. Die

---

[1]) Es ist hier der Ort nicht, auf die alten Berichte über den großen afrikanischen Binnensee, welcher bei den Eingeborenen an seinem nördlichen Theile Zambre oder Zembere, an seinem südlichen Marawi, in seiner ganzen Ausdehnung aber N'yassi (Meer) heißt, und über die aus ihm entspringenden Flüsse näher einzugehen, bemerkt soll hier nur werden, daß nach den neuesten Entdeckungen wenigstens Zuflüsse des Cuama oder Zambese, wie dieser Strom jetzt gewöhnlich genannt wird, von Seen ausgehen.

[2]) Oder Luabo; eine noch weiter südlich liegende Mündung heißt Luaboel.

Eingeborenen, deren zahlreiche Stämme sich nur wenig von einander unterscheiden, sind ein eben so häßliches als rohes Volk; sie bestreichen sich den Kopf mit einer aus rother Kreide, Kokosöl und andern übelriechenden Bestandtheilen zusammengesetzten Salbe, glätten sich die Zähne mit einer Feile und durchbohren die Unterlippe, um ein Stück Erz oder Zinn in die Oeffnung zu stecken. Was ihre Religion und ihre Sitten betrifft, so gleichen sie mehr den wilden Thieren, als den Menschen, denn sie kennen keinen Gott und haben weder von Gerechtigkeit, noch Ehrlichkeit, noch von Dankbarkeit, Sittsamkeit und allen übrigen Tugenden, welche das Menschengeschlecht zieren, auch nur eine Ahnung. Der eigene Vortheil ist der einzige Beweggrund ihrer Handlungen und können sie, was sie wünschen, nicht auf gütlichem Wege erlangen, so schreiten sie ohne Bedenken zur Hinterlist oder Gewalt, ohne eine Bestrafung ihrer bösen That durch ein höheres Wesen zu fürchten. — In dem Quilimane findet man mehrere in den europäischen Ländern unbekannte Thiere und am meisten fällt unter diesen auf das Flußpferd, welches sich aber von dem in Indien vorkommenden vielfach unterscheidet. Es ist ein überaus häßliches, unfläthiges Thier, mit kurzen Beinen und Schwimmfüßen, welche denen der Gänse ähnlich sind, einem winzigen Schwanze, der kaum den Namen eines solchen verdient, und einem Pferdekopfe von so ungeheuerer Größe, daß in dem aufgesperrten Rachen ein Mann aufrecht stehen kann. Während des Tages hält es sich in dem Wasser auf, in der Nacht aber steigt es mit fürchterlichem Gebrülle ans Land, um seine Nahrung zu suchen. Es frißt haupt-

sächlich Gras und ist es gesättigt, so geht es mit solcher Schnelligkeit und solchem Ungestüme nach dem Flusse zurück, daß es die ihm im Wege stehenden Bäume zerbricht. In demselben Flusse gibt es auch viele Krokodile; sie unterscheiden sich in der Gestalt in nichts von dem oft beschriebenen ägyptischen und es mag hier nur bemerkt werden, daß die Leber dieses Thieres bei den Bewohnern des Flußufers als das stärkste Gift gilt. Es lebt hauptsächlich von Fleisch und sucht seine Beute durch List zu erhaschen, indem es sich am Ufer verbirgt und die Thiere, während sie ihren Durst stillen, ergreift und hinabzieht. Zu der Zeit als Francisco Bareto seinen Feldzug nach Monomotapa unternahm, [1]) ereignete sich an dem Quilimane ein in dem Thierleben merkwürdiger Fall. Ein von einem Löwen gehetzter Stier kam, als er seinem Verfolger glücklich entgangen zu sein glaubte, erschöpft an das Ufer des Flusses, um zu saufen; kaum hatte er aber die Schnauze in das Wasser gesteckt, als ein Krokodil aus seinem Schlupfwinkel hervorschoß und ihn am Kopfe faßte, um ihn in die Tiefe hinabzuzerren. Da der Stier sich mit den Füßen an den Boden stemmte und verzweifelten Widerstand leistete, so entspann sich ein heftiger Kampf, während dessen auch der Löwe, welcher die Spur des Stieres wieder aufgefunden hatte, eintraf und diesen mit solcher Gewalt von dem Ufer hinwegriß, daß er zugleich das an ihm festhängende Krokodil herauszog und so unsanft gegen einen Baum schleuderte, das ihm der Bauch zerplatzte.

---

[1]) Von diesem Feldzuge, welcher im Jahre 1670 zur Entdeckung der Silbergruben veranstaltet wurde, wird weiter unten die Rede sein.

Während des Aufenthaltes an der Mündung des Quilimane gingen die Missionäre nach der Stadt Siloa,[1]) um Mingoaxames, dem mit den Portugiesen befreundeten Könige dieser Küstenstrecke, einen Besuch abzustatten. Der König, obgleich dem Namen nach Muhamedaner, empfing sie nicht nur sehr freundlich, sondern erlaubte ihnen auch, in seinem ganzen Gebiete die christliche Religion zu predigen; da aber Silveira keinen seiner Gefährten zurücklassen konnte, um das Gedeihen der ausgestreuten Saat zu fördern, und überdieß die feste Ueberzeugung hegte, daß nach der Bekehrung des mächtigen Beherrschers von Monomotapa die von ihm abhängigen Fürsten bald seinem Beispiele folgen würden, so entschuldigte er sich mit der Kürze der ihm zugemessenen Zeit und kehrte nach dem auf ihn wartenden Schiffe zurück, welches sogleich die Anker lichtete und nach einer sehr stürmischen Fahrt endlich in den Cuama einlief. „Wir haben jetzt, sprach Silveira zu seinen Genossen, die Grenzen des Reiches Monomotapa nach großen Gefahren und nach vielem Ungemach mit Gottes Hilfe glücklich erreicht und ich bitte euch, nun in euer Gedächtniß zurückzurufen, warum wir Indien verlassen und uns nach den Ländern dieser wilden Völker begeben haben. Ihr wißt, daß unsere Aufgabe nicht darin besteht, Gold, Silber und kostbare Steine zu sammeln oder andere Reichthümer zu erwerben, sondern für Gott zu wuchern; laßt uns deßhalb vorher mit doppeltem Eifer beten, um uns zu diesem wichtigen Werke vor-

---

[1]) Wahrscheinlich derselbe Ort, welcher gewöhnlich Quilimane oder Quillimanu genannt wird.

zubereiten." Nach dieser Anrede zog sich der Allen an Frömmigkeit voranleuchtende Mann in einen Winkel des Schiffes, vor den er ein Segel aufspannen ließ, zurück, wo er sich während der noch auf dem Flusse acht Tage dauernden Fahrt bis nach Sena ausschließend dem Gebete und der Lesung erbaulicher Schriften und anregender Berichte früherer Glaubensboten widmete und keine andere Nahrung zu sich nahm, als täglich eine Hand voll gerösteter Erbsen und ein Glas Wasser. Sena, der Hauptort der portugiesischen Besitzungen an den Mündungen des Cuama, liegt am südlichen Ufer desselben in einem dichten Walde;[1]) der Fluß, welcher hier etwa fünfzehnhundert Schritte breit ist, kann selbst in der trockenen Jahreszeit noch an zweihundert Meilen weiter aufwärts befahren werden und liefert ein wohlschmeckendes, aber der Gesundheit nicht sehr zuträgliches Wasser.

Silveira schickte sogleich nach der Landung einen Boten an den Kaiser von Monomotapa, um diesem seine Ankunft zu melden, und benützte seinen Aufenthalt zu Sena zur Besserung der Sitten seiner in dieser Stadt des Handels wegen angesiedelten Landsleute, welche größtentheils in wilder Ehe lebten und nur auf Gewinn sinnend die Vorschriften der christlichen Religion fast gänzlich vergessen hatten. Auch taufte er über fünfhundert im Dienste der Portugiesen stehende Sclaven und besuchte öfter den nur drei Meilen von Sena wohnenden Häuptling von Inha-

[1]) Die Stadt, welche etwa fünfzig geographische Meilen vom Meere entfernt ist, befindet sich jetzt noch im Besitze der Portugiesen, welche hier zum Schutze des Handels eine Festung angelegt haben.

mior,[1]) um ihn allmälig in der christlichen Religion, nach der er großes Verlangen trug, zu unterrichten, doch verschob er die Taufe desselben, weil er durch diesen Vorzug den Kaiser von Monomotapa, unter dessen Botmäßigkeit der Häuptling stand, zu beleidigen fürchtete. War er nicht mit dem Unterrichte oder mit der Ausübung anderer geistlicher Pflichten beschäftigt, so zog er sich gewöhnlich nach einer einsamen Stelle zurück und hing, in dem Schatten eines Baumes sitzend, frommen Betrachtungen nach. Hier traf ihn eines Tages ein Freund, als er gerade eine zwar sehr schöne, aber wegen ihres äußerst bittern Geschmackes von den Eingeborenen verschmähte Frucht mit so großem Behagen verzehrte, als ob nichts Süsseres zu finden sei, und als dieser ihn erstaunt fragte, warum er eine so abscheuliche Speise wähle, antwortete er, die Frucht schmecke ihm nicht weniger gut als der leckerste portugiesische Pfirsich, ein Beweis, wie sehr es ihm gelungen war, gleich den anderen Sinnen, auch den Sinn des Geschmackes abzutödten.

Zweites Kapitel.

Reise von Sena nach Monomotapa. — Das Reich Monomotapa und seine Bewohner. — Kriegswesen. — Der Hof. — Staatsverwaltung. — Rechtspflege. — Religion. — Gesittung. — Lebensweise. — Beschaffenheit des Landes. — Goldminen. — Alte Bauten. — Ankunft Silveiras in Monomotapa. — Taufe des Kaisers. — Ränke der Muhamedaner gegen die Missionäre. — Silveiras Martertod.

Als endlich der nach Monomotapa geschickte Bote nach etwa vier Monaten mit den von dem Beherr-

[1]) Wahrscheinlich derselbe Ort, welcher in andern Berichten Jehamoi heißt.

scher dieses Reiches selbst gewählten zuverlässigen Führern wieder in Sena eintraf, beschloß Silveira, den über hundert Meilen betragenden Weg nach der Residenz zu Fuß zurückzulegen und den Altarstein, den Kelch und das übrige Meßgeräthe auf dem Rücken dorthin zu bringen. Bei dem Uebergang über die Flüße, welche durchwatet werden konnten, hielt er, da ihm das Wasser nicht selten bis zum Halse reichte, seine Bürde über dem Kopfe, bei solchen aber, welche man durchschwimmen mußte, barg er sie in einem irdenen Gefäße, welches er vor sich her trieb. Fröhlichen Muthes gelangte er auf diese Weise zu dem Flecken Tete,[1]) wo Gomes Coelho, ein ihm befreundeter Hauptmann, mit einem kleinen portugiesischen Wachtposten lag und wo er sich einige Tage aufhielt, um seine Landsleute durch einen lange vermißten feierlichen Gottesdienst zu erfreuen und den Fum nebst seiner Tochter zu taufen. Fum heißen im Lande der Kaffern die Befehlshaber der einzelnen Orte, eine Würde, welche nicht erblich ist, sondern gewöhnlich dem reichsten Bewohner verliehen wird, der aber jeder, da sie nicht nur keinen Vortheil gewährt, sondern auch großen Aufwand erfordert, sich zu entziehen sucht, denn sobald der Fum sein Vermögen geopfert hat, wird er abgesetzt und ein anderer muß an seine Stelle treten. Das Ansehen dieses Würdenträgers ist übrigens sehr groß, da er den ersten Rang nach dem Fürsten einnimmt. In seiner Gegenwart müssen alle, während er allein auf einem dreifußartigen Stuhle, Quito ge-

[1]) Dreißig Meilen oberhalb Sena in einer hohen gesunden Gegend, welche schon zur Mittelterrasse des ostafrikanischen Hochlandes gehört.

nannt, sitzt, auf den Knien liegen, und wer ihn anreden will, muß zuerst mit aller ihm zu Gebot stehenden Kraft in die Hände klatschen und noch andere lärmende Förmlichkeiten vorausgehen lassen. Einem Fremden wird es nur nach umständlichen Verhandlungen mit den Beamten gestattet, unmittelbar mit dem Fum zu verkehren, und die Glaubensboten durften sich um so mehr Glück wünschen, trotz dieser Hindernisse, einen dieser einflußreichen Männer für die christliche Religion gewonnen zu haben. Von Tete aus wurde der Weg durch das Gebirg beschwerlicher und die Führer sahen sich, da die Portugiesen bald so sehr erschöpft waren, daß sie ihnen nicht mehr zu folgen vermochten, gezwungen, kürzere Tagreisen zu machen, obgleich ihre spärlichen Lebensmittel bereits zu Ende gingen, auch würde sich der Hunger alsbald eingestellt haben, wenn ihnen nicht Silveira seinen Speisevorrath abgetreten und sich selbst mit unreifen Früchten, die er unter den Bäumen fand, begnügt hätte. So rückte man langsam vor bis zur Stadt Mabate,[1]) aus welcher die Bewohner den Missionären entgegen kamen, um ihnen Obdach und Speise anzubieten. Sie ließen sich fast alle taufen und Silveira bemerkte seinen Gefährten, an diesem Orte würde die christliche Religion nicht mehr verschwinden. Diese Prophezeiung hat sich auch wirklich bewährt, denn noch jetzt befinden sich viele Christen in dieser Stadt und sie eilen, wenn ein christlicher Priester, was freilich selten geschieht, in ihre Nähe kommt, herbei, um ihre Kinder taufen zu lassen. Nach einer sehr be-

[1]) Von Andern Massapa genannt, am Ufer des Zambese.

schwerlichen Reise, auf welcher man auch noch den nicht näher bekannten Ort Lamba berührte, wo Silveira einen Kranken heilte, erreichte man endlich am Vorabende des Christfestes Dschetudschi, einen nahe bei der Stadt Monomotapa liegenden Flecken,[1]) und zog, nachdem man hier Weihnachten, so gut als es die Verhältnisse erlaubten, gefeiert hatte, am nächsten Tage in die Residenz ein.

Monomotapa,[2]) sagt der Berichterstatter über Silveiras Mission, ist eines der größten Reiche in Afrika und hat nach allen Seiten hin eine Ausdehnung von sieben bis achthundert Meilen; der Beherrscher desselben, von welchem früher auch das jetzt unter dem Schutze der Portugiesen stehende Küstenland Sofala abhängig war, gebietet über eine ungeheuere Macht und kann ohne Mühe hunderttausend auserlesene Krieger in das Feld stellen; dreißig tausend derselben liegen in den die Hauptstadt umgebenden Dörfern stets bereit und dienen als Leibwache. Der Befehlshaber derselben, in der Landessprache Mocomög oder Zon genannt, war zu der Zeit, als die Missionäre nach diesen Gegenden vordrangen, Antonio Cayade, ein Portugiese, welcher das unbeschränkte Vertrauen des Beherrschers von Monomotapa besaß. Das Heer führt als Feldzeichen nicht, wie es bei uns Sitte ist, aus Seide oder Leinwand verfertigte Fahnen, sondern auf hohen Speeren steckende Thierge-

[1]) Man findet nirgends Näheres über diesen Flecken.

[2]) Nach den neuesten Untersuchungen ist Monomotapa oder Benomotapa, wie Andere schreiben, nicht der Name eines Landes, sondern ein politischer Begriff, welcher eine ausgedehnte Herrschaft bedeutet, wie etwa Aethiopien.

stalten, welche einen Elephanten, einen Löwen, ein Krokodil oder irgend eine andere unbändige Bestie vorstellen und nach denen die Abtheilungen, die sie führen, genannt werden. Der Krieg ist den meisten Kaffernstämmen die angenehmste Beschäftigung, doch nur, wenn er im offenen Felde geführt wird, denn vor Ueberrumpelung, Hinterhalten und andern bei fast allen Völkern üblichen Listen haben sie einen unüberwindlichen Abscheu. Am liebsten greifen sie mit Tagesanbruch, ehe sie vom Marsche ermüdet sind, den Feind an und suchen ihm eine entscheidende Niederlage beizubringen. Ihre Waffen, welche nicht auf den Schutz, sondern nur auf den Angriff berechnet sind, bestehen aus einem Bogen nebst einem Köcher mit Pfeilen, einem um die Lenden gegürteten, in einer hölzernen Scheide steckenden Schwerte, mehreren Wurfspießen und in einem schweren langen Speere. Da es keine Pferde in diesem Lande gibt, so wird der Krieg nur zu Fuß geführt. Jeder Krieger bringt seine Lebensmittel mit und die Beute wird unter alle vertheilt. Hat der Feldzug begonnen, so waschen sie sich nicht eher wieder Hände und Gesicht, als bis sie den Sieg über ihre Feinde errungen haben; Weiber nehmen sie nie mit ins Feld, damit ihnen kein Unheil widerfahre, dagegen haben sie stets sehr viele Hunde bei sich, weil diese, wie sie sagen, auch im Kriege die treuesten Diener sind.

Der Kaiser, ebenfalls, wie das Land, Monomotapa oder Benomotapa genannt, zieht gewöhnlich mit in den Krieg; während des Marsches wird auf jedem Lagerplatze ein neues hölzernes Haus erbaut und darin ein Feuer angezündet, welches aber nicht verlöschen

darf, weil nach der hergebrachten Meinung mit der Asche allerlei dem Fürsten nachtheilige Zaubereien möglich sind. Auch in dem Palaste brennt stets ein sorgfältig unterhaltenes Feuer, welches jedes Jahr einmal erneuert wird und von welchem jeder Häuptling sich einen Brand holen muß, um damit das Feuer in seiner Wohnung anzufachen; die Unterlassung dieser Förmlichkeit gilt als Hochverrath. Der Hof zeichnet sich übrigens weder durch Glanz und prunkende Geräthschaften, noch durch eine große Menge von Dienern aus; einige wollene Teppiche, welche mit vieler Mühe im Lande verfertigt werden, sind der einzige Schmuck, den man im Palaste findet; auch die Zeuge, in die sich der Benomotapa kleidet, sind einheimische, weil er fürchtet, von den Ausländern durch die von ihnen eingeführten Stoffe vergiftet zu werden; seine Weiber dagegen, deren sich über tausend in dem Palaste befinden, prunken in den prachtvollsten Anzügen. Die Abzeichen der fürstlichen Würde sind eine kleine Hacke mit einem elfenbeinernen Griffe, welche der Kaiser stets im Gürtel trägt, um dadurch anzudeuten, daß der Ackerbau die nützlichste Beschäftigung sei, und zwei Wurfspieße, als Zeichen, daß er auch für die Gerechtigkeitspflege und für die Vertheidigung der Unterthanen zu sorgen habe. Er wird, wo er sich auch aufhält, von den Hofleuten auf den Knieen und mit einem Teller bedient, von dem er aber nicht eher etwas nimmt, als bis es der, welcher ihm die Speise reicht, gekostet hat. Wenn er niest oder hustet oder trinkt, so müssen alle Anwesende, welche mit wenigen Ausnahmen auf dem blossen Boden sitzen, einen lauten Schrei nebst einem heilwün-

schenden Spruche von sich geben; dieser Schrei pflanzt sich auf die vor den Thüren stehenden Leute und von diesen immer weiter von Haus zu Haus fort, so daß stets die ganze Stadt weiß, wenn ihr Gebieter geniest, gehustet oder getrunken hat. In seiner Gegenwart darf Niemand ausspeien oder ein anderes nach ihren Begriffen unanständiges Bedürfniß befriedigen, auch ist in der Regel Niemand erlaubt zu stehen; nur die Portugiesen, die Mauren und die angesehensten einheimischen Häuptlinge genießen dieses Vorrecht, das höchste, welches sie kennen. Alle, denen es zu Theil wird, dürfen sich auch in dem Palaste auf einen Teppich setzen und die Thore ihrer Häuser mit Thüren verschließen. Außer ihnen darf Niemand eine Thüre an seiner Wohnung haben, weil man diese Vorsicht nur gegen Uebelthäter für nothwendig hält, welche die strenge Gerechtigkeit nicht aufkommen lassen darf. Auch sollen den Bevorrechteten die Thüren nicht zum Schutze, sondern nur zur Auszeichnung dienen. Zum Hofstaate des Benomotapa gehört auch eine Musikbande, welche aus mehr als fünfhundert Köpfen unter einem Anführer besteht und allenthalben, wo sich der Fürst befindet, außerhalb des Hauses unter einem Baume lagert. Die Spielleute, welche zugleich Spaßmacher sein müssen, ziehen abwechselnd vor das Schlafgemach ihres Gebieters auf die Wache und unterhalten ihn mit Witzreden und lustigen Liedern.

Der Benomotapa zieht von seinen Unterthanen keine andere Abgaben, als einige Geschenke, welche ihm bei bestimmten Festen und feierlichen Vorstellungen gereicht werden, wie denn überhaupt nicht leicht Jemand vor einem über ihm Stehenden erscheinen

wird, ohne ihm irgend ein kleines Geschenk als Beweis seines Gehorsams und seiner Achtung zu überreichen. Eine Art Steuer ist jedoch die allgemeine den Vornehmen und Reichen, so wie den Häuptlingen, welche von dem Fürsten Ländereien zu Lehen haben, obliegende Verpflichtung, von jeden dreißig Tagen sieben zum Dienste ihres Gebieters zu verwenden und dazu alle ihre Angehörigen mitzubringen. Hat der Benomotapa eine außergewöhnliche Beisteuer nöthig, so schickt er einige Kühe nach den Minen, wo das Gold gegraben wird, und die Besitzer derselben beeilen sich, diese Aufmerksamkeit durch eine entsprechende Anzahl von kleinen Stücken dieses Metalls zu erwidern. Auch die Handelsleute entrichten auf den Märkten eine Art Zoll, doch findet nie Zwang statt, nur dürfen die Geizigen, welche sich nicht dazu verstehen wollen, auch nicht vor dem Landesherrn erscheinen, was für einen großen Nachtheil gehalten wird, da nicht nur wichtige Rechtsfragen, sondern auch die Handelsstreitigkeiten, nachdem sie von den Richtern untersucht sind, am Hofe entschieden werden. Unter allen Verbrechen gilt die Zauberei als das ärgste und der Zauberer wird, weil er nach der Ansicht dieser unwissenden Leute wirklich das Leben und das Wohl der Menschen gefährdet, sogleich mit dem Tode bestraft. Nur zwei andere Vergehen stehen der Zauberei gleich, nämlich Diebstahl und Ehebruch. Wird einer des Ehebruches mit dem Weibe eines andern überwiesen, so werden beide auf einer Matte zur Schau ausgesetzt und müssen dann sterben. Von Gefängnissen weiß man nichts, denn alle Fälle werden noch an demselben Tage entschieden, an welchem die Parteien, jede

mit ihren Zeugen, erscheinen. Sind keine Zeugen vorhanden, und der Angeklagte erbietet sich zum Beweise seiner Unschuld, so muß er diesen auf folgende Weise führen. Man zerstößt die Rinde eines gewissen Baumes und mischt den Staub mit Wasser. Erbricht sich der Angeklagte, nachdem er diesen Trank zu sich genommen hat, so ist er schuldig, erbricht er sich nicht, so wird er freigelassen. Erbietet sich im letztern Falle der Kläger zu derselben Probe und erbricht sich nicht, so ist die Sache ausgeglichen und es darf keine Rede mehr davon sein. Ersucht Jemand den Fürsten um eine Gnade, so muß er es durch einen der Hofdiener thun, welcher dann das Gegengeschenk für die Gnade unterhandelt; oft ist dieses aber so bedeutend und der Lohn, welchen der Unterhändler überdieß für seine Bemühung verlangt, so übertrieben, daß man die gewährte Gnade nicht annimmt.

Ob die Bewohner des Reiches Monomotapa an eine einzige Gottheit glauben, hat man noch nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln vermocht, gewiß ist, daß sie weder Götzenbilder, noch einen andern Gegenstand anbeten, aber auch eben so wenig von einer Fortdauer nach dem Tode und von einer Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen in einem andern Leben wissen; zuweilen scheinen sie jedoch wirklich ein unglückliches Ereigniß dem Einfluß irgend einer unerklärlichen, gegen sie erbitterten Macht zuzuschreiben und sie suchen alsdann den Zorn derselben durch Handlungen der Unterwürfigkeit zu beschwichtigen oder durch Beweise der Ehrfurcht abzuwenden, ohne sich jedoch diese Macht als ein körperliches Wesen vorzustellen. So betrachten sie eine Seuche, die

unvermuthet ausbricht, als die Folge einer dem Flusse, welcher durch das Gebiet des betroffenen Stammes strömt, zugefügten Beleidigung und glauben den Fluß zu versöhnen, wenn sie die Eingeweide eines Thieres ihrer Heerde oder ein bestimmtes Maß Hirse in denselben werfen. Als einer der Küstenbewohner, welcher ein Stück von dem Anker eines gescheiterten Schiffes hinweggenommen hatte, zufälliger Weise einige Tage darauf starb, wurde sein Tod von seinen Stammgenossen als Strafe für das gegen den Anker verübte Unrecht betrachtet und fortan ging keiner an dem Anker vorüber, ohne ihn ehrerbietig zu grüßen, um seinen Zorn abzuwenden. Haben sie mit vieler Mühe einen Elephanten erlegt, so entschuldigen sie sich wegen dieser That bei dem Leichname durch die Ausrede, daß sein Tod nicht ihre Absicht, sondern nur die Wirkung eines Zufalles sei, und begraben sorgfältig seinen Rüssel in der festen Ueberzeugung, daß er Rache üben und ihnen schaden könne, denn der Elephant, sagen sie, ist ein mächtiger Herr und sein Rüssel ist sein Arm. Auffallend erscheint es übrigens, daß sie keine Priester haben und jeder das Amt derselben bei ihren wenigen Religionsübungen selbst übernimmt. Diese bestehen hauptsächlich in der Beobachtung gewisser Feiertage und in der Verehrung der Verstorbenen. Von den Mondstagen feiern sie den ersten, sechsten, siebenten, elften, sechszehnten, siebenzehnten, einundzwanzigsten, sechsundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten, ferner den Geburtstag ihres jedesmaligen Landesherrn. Ist der Körper eines ihrer nahen Anverwandten in aufsteigender oder absteigender Linie oder eine ihrer Frauen, die ihnen viele Kinder

geboren hat, verwesen, so sammeln sie die Gebeine bezeichnen sie, damit sie wissen, wem dieselben angehören, und bewahren sie in einem dazu bestimmten Raume ihrer Wohnung auf. An diesem Orte werden von sieben zu sieben Tagen Tücher ausgebreitet und darauf Tische mit Brod und gekochtem Fleische als Opfer für die Todten gestellt. Dabei verrichten sie bestimmte Gebete und zwar stehend und in weißer Kleidung; nach diesen Förmlichkeiten setzt sich der Hausherr mit seiner Familie an den Tisch, um das Opfer zu verzehren.

Im Allgemeinen stehen diese Kaffernstämme noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur, denn sie haben weder im Verlaufe der Zeit irgend eine Erfindung zur Verbesserung ihres Zustandes gemacht, noch eine der von andern Völkern erfundenen und ihnen bekannt gewordenen Künste angenommen. Ihre Art sich zu kleiden, ihre Speisen zu bereiten, ihre Wohnungen zu bauen und ihr Feld zu bestellen, bleibt stets die hergebrachte. Als sie sahen, daß die Portugiesen zu Sena und in andern Ansiedelungen Karren mit Ochsen bespannten und mit diesem im Lande in Menge vorhandenen Zugviehe pflügten, zeigten sie durch ihr Gelächter und ihr Benehmen, daß sie diese Neuerung als eine sehr sonderbare und überflüssige betrachteten, und fuhren fort, den Boden mit einem kurzen Eisen umzugraben und ihre Lasten auf den Schultern zu tragen. Entschließt sich der eine oder der andere von ihnen dazu, sein Feld mit größerer Klugheit und Aufmerksamkeit zu bebauen und erzielt dadurch eine reichere Ernte, so betrachten sie den Erfolg als Zauberei und tragen kein Bedenken, den

Unbesonnenen, der klüger als sie sein will, aus dem Wege zu räumen. Selbst an die nächste Zukunft denken sie nie und sie stehen in dieser Beziehung sogar den Ameisen nach, welche im Sommer für die im daräuf folgenden Winter nöthige Nahrung sorgen. Jeder verzehrt gleichgültig, was er hat, und leidet dann den bittersten Hunger, bis ihm der Zufall wieder Nahrung zuführt. Sie verschmähen nicht leicht etwas Eßbares, mag es dem Thierreiche oder dem Pflanzenreiche angehören, und in der Noth verzehren sie die eckelhaftesten Insekten und sogar Baumblätter und Gras. Ihre liebste Speise sind Schafe und Hühner, welche sie nach Abstreifung der Haut ohne weitere Zubereitung auf dem Feuer rösten, doch essen sie auch das Fleisch der Elephanten und anderer wilder Thiere, die sie mehr durch List zu erhaschen, als durch Gewalt zu erlegen verstehen. Als tägliche Nahrung dient, so lange der Vorrath reicht, die Hirse, das einzige Getreide, welches sie pflanzen. Der Same wird dicht an die aufgelockerte Oberfläche gelegt und leicht mit Erde bedeckt, weil nur auf diese Weise eine gute Ernte erzielt werden kann, denn der Boden ist sehr trocken und der Regen besonders im Innern des Landes äußerst selten, der des Nachts fallende Thau aber, welcher ihn ersetzen muß, dringt nicht tief ein. Ebenso einfach, wie die Nahrung, ist die Kleidung der Bewohner des Reiches Monomotapa; sie besteht bei den meisten aus einem im Lande verfertigten Tuchlappen, welcher kaum die Schultern, einen Theil des Rückens und den Vorderkörper bis auf die Kniee bedeckt, nur wenige Häuptlinge und die Frauen der Reichen tragen seidene und golddurchwirkte Gewänder,

welche aus Indien eingeführt und zu sehr hohen Preisen gekauft werden. Eben so entsprechen die Wohnungen dem Ansehen der Besitzer; die Armen hausen in Erdhütten, die Häuser der Vornehmen aber sind aus Holz erbaut und haben die Gestalt von Zelten, indem an einem in der Mitte eingegrabenen Ständer die Balken rundum befestigt werden. Das Dach besteht aus Hürden, Lehm, Rasen und andern Stoffen, wovon der Regen abfließt. Die Balken sind alle sehr lang und dick, gleich großen Masten, und je größer sie sind, desto mehr Ansehen hat der Bewohner. In dem Hause herrscht die Frau, welche der Mann zuerst heirathet, und sie gebietet über die andern Weiber desselben, deren dieser aber so viele, als ihm gefällt und er zu ernähren vermag, nimmt; auch können nur die Kinder der ersten erben. Uebrigens stehen die Frauen, obgleich sie alle, selbst die des Landesherrn und der Häuptlinge nicht ausgenommen, das Feld bestellen und die Ernte einthun müssen, in hoher Achtung und selbst ein kaiserlicher Prinz muß auf der Straße jedem Weibe aus dem Wege gehen und ruhig stehen bleiben, bis es vorüber ist.

Das Reich Monomotapa gehört unstreitig zu den vorzüglichsten, reichsten und fruchtbarsten Ländern Afrikas und es fehlt nur an der zur Ausbeutung der unerschöpflichen Schätze nöthigen Thätigkeit. Die Küste vom Cuama bis zum Cabo das Correntes ist ein vortrefflicher Boden mit einem gemäßigten und gesunden Klima und fruchtbar an allen unter diesem Himmelsstriche gedeihenden Erzeugnissen; von dem erwähnten Kap aber bis zu der Mündung des Espirito santo bildet alles nicht dicht an der Küste liegende Land

eine fortlaufende Wiese, worauf große Viehheerden weiden, leidet aber so sehr Mangel an Holz, daß die Bewohner keinen andern Brennstoff kennen, als den Mist ihres Viehes. Gegen die kalten Winde, welche vom südlichen Eismeere her wehen, schützen sie sich durch Thierfelle. Die längs dem Fluße Cuama und nach dem Innern hin ziehenden Gegenden sind meist bergig, mit Bäumen bedeckt, reichlich von Flüssen bewässert, herrlich gelegen und deßhalb am meisten bevölkert. Hier hält sich auch der Venomotapa gewöhnlich auf. Die Elephanten aber meiden diesen Theil des Landes und gehen nach den Ebenen, wo sie sich in zahlreichen Heerden tummeln. Nach der Behauptung der Eingeborenen werden jährlich vier bis fünf tausend dieser Thiere auf der Jagd erlegt und die ungeheuere Menge Elfenbein, welche von hier aus nach Indien gebracht wird, spricht für die Richtigkeit dieser Annahme. Ein noch größerer Reichthum des Landes besteht in dem allenthalben sich findenden Gold und Silber. Die reichsten Gruben dieser edlen Metalle liegen in den Orten Bccuttu [1]) und Massapa [2]) nahe bei dem Flusse Mazavo [3]) etwa vierzig bis fünfzig Meilen von dem Flecken Tete und gehören zu dem sich weithin ausdehnenden Gebirgszuge Fura, von wo auch die im Alterthume berühmte Königin von Saba die mit Gold beladenen Kamele nach Je-

---

[1]) Oder Bokuto in der Provinz Munhay.

[2]) Jetzt noch ein Hauptort für den Goldhandel in der Provinz Chiroro.

[3]) Oder Manzovo, an welchem auch eine portugiesische Ansiedelung gleichen Namens liegt.

rusalem gebracht haben soll.[1]) Man gewinnt jedoch auch noch an vielen andern Stellen Gold und der damit geschwängerte Boden dehnt sich über zweihundert Meilen in die Länge und in die Breite aus; dieses Metall ist aber in solcher Menge vorhanden, daß man es nicht selten in gediegenen Stücken an der Oberfläche antrifft und sogar in Baumstämme eingewachsen findet. Die Silberminen, bei den Eingeborenen Abschicon genannt, ziehen sich auf einer vom Zambese durchströmten weiten Ebene hin. Die Goldgruben, welche Sofala am nächsten und den Portugiesen, da die Entfernung nach Westen hin nur fünfzig Meilen beträgt, am leichtesten erreichbar sind, heißen Manica und liegen in der Provinz Matuca[2]) in einer von Bergen eingeschlossenen Ebene, welche dreißig Meilen im Umfange hat. Die Stellen, wo sich Gold findet, sind dürr und ohne Vegetation; die Stämme, welche dieses Metall ausgraben, nennt man Botonger. Obschon dieser Bezirk zwischen der Linie und dem Wendekreise des Steinbocks liegt, so fällt doch auf den Bergen so viel Schnee, daß die Leute hier erfrieren, wenn sie sich nicht zur rechten Zeit in die Thäler zurückziehen; im Frühlinge ist die Luft so rein und heiter, daß Portugiesen, welche sich während dieser Zeit dort aufhielten, den Neumond schon am Tage, an welchem er aus der Conjunction tritt, am Himmel sahen.

---

[1]) Vgl. weiter oben Bd. I. S. 73. Veranlassung zu diesem Glauben mag wohl auch das Gebirg Fura gegeben haben, dessen Name an das Goldland Ophir erinnert.

[2]) Eine der südlichsten Provinzen des Reiches Monomotapa; jetzt gehört sie nicht mehr zu demselben.

Die Härte des Bodens in den Minen von Manica macht den Goldgräbern die Arbeit sehr beschwerlich, auch findet sich hier alles Gold nur in Staub und die ausgegrabene Erde muß zum Auswaschen an einen Ort gebracht werden, wo Wasser vorhanden ist, weßhalb man überall Vertiefungen sieht, worin im Winter das Schneewasser gesammelt wird. Man macht die Goldgruben selten tiefer als sechs bis sieben Spannen, denn weiter unten ist der Boden weniger ergiebig und in einer Tiefe von zwanzig Spannen stößt man schon auf ein sich durch das ganze Land hinziehendes Steinlager. In den andern Minen in den hundert bis zweihundert Meilen von Sofala entfernten Bezirken Burro und Quitikui [1]) und in den das Land durchströmenden Flüssen finden sich größere Stücke Goldes, welche während des Winters durch Regengüsse aus den Felsenritzen herausgespült und auf diese Weise völlig rein gewaschen werden. Man pflegt daher im Frühjahre in den Lachen, welche die Flüsse gebildet haben, hinabzutauchen und den Schlamm, der mit vielem Gold vermischt ist, hervorzuholen; manchmal vereinigen sich auch mehrere hundert Menschen zur Trockenlegung einer Lache und durchsuchen dann den Schlamm. Wären die Bewohner dieser Gegenden habgieriger, so würden sie im Besitze einer Menge Goldes sein, sie sind aber so träge, daß schon ein tüchtiger Hunger dazu gehört, um sie zum Graben oder Auswaschen des Goldes zu bewegen. Wollen die Mauren, welche sich des Goldhandels wegen bei

[1]) In der schon weiter oben genannten Provinz Chiroro, durch welche sich das Furagebirg hinzieht.

ihnen aufhalten, dieses Metall in ihre Hände bringen, so nehmen sie ihre Zuflucht gewöhnlich zu einer selten fehlschlagenden List. Sie legen nämlich den Kaffern und ihren Weibern Kleider, Korallen und sonstige Flitter vor und erregen dadurch bei ihnen die Lust zum Besitze dieses Schmuckes, da diese Leute aber nie Goldvorrath haben, so bekommen sie gegen das Versprechen, die Zahlung zu einer bestimmten Zeit zu leisten, die Waaren auf Credit und stets halten sie ängstlich ihr Wort.

Goldgruben findet man ferner in dem Gebiete Toroa, auch Reich Butua genannt,[1]) dessen Beherrscher, welcher den Namen Burrom führt, ein Vasall des Benomotapa ist; es gränzt an das oben erwähnte Flachland und seine Minen, welche alle auf einer Ebene liegen, gelten als die ältesten. In der Mitte dieser Ebene sieht man eine viereckige Feste, welche von innen und außen ganz aus Steinen besteht und aus Werkstücken von wunderbarer Größe, zwischen deren Fugen man keinen Mörtel bemerkt, erbaut ist. Die Mauern sind über fünfundzwanzig Spannen dick und ihre Höhe ist im Vergleiche zu dieser Breite gering zu nennen. Ueber dem Thore dieses Gebäudes ist eine Inschrift ausgehauen, welche maurische Kaufleute, die sich an Ort und Stelle befanden und als gelehrte Männer galten, nicht zu lesen vermochten, da ihnen selbst die Form der Buchstaben völlig un-

---

[1]) Dieses Reich, welches an dem westlichen Abhange des Furagebirges beginnt, soll sich nach neueren Nachrichten nach Westen hin bis zur Ostgrenze von Angola erstrecken. Die Portugiesen konnten nie die Erlaubniß erhalten, es zu betreten.

bekannt war. Rund um diese Feste liegen an höheren Stellen noch mehrere eben so beschaffene Gebäude und darunter ein Thurm, der über zwölf Klafter hoch ist. Alle diese Bauten führen bei den Eingeborenen den Namen Symbaoe, welches Wort in der Landessprache einen Palast bedeutet. Ein Mann aus den angesehensten Geschlechtern des Landes hat die Aufsicht über diese Gebäude, worin sich stets einige Weiber des Fürsten befinden, und führt den Ehrentitel Symbacayo (Palastwächter). Ueber diese Steinmassen, welche in gerader westlicher Richtung ungefähr hundert und siebenzig Meilen von Sofala entfernt sind und zwischen dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Grade südlicher Breite liegen, sowie über die Zeit ihrer Erbauung haben die Einwohner weder eine schriftliche noch eine mündliche Ueberlieferung, aus der man Schlüsse ziehen könnte, da sie aber selbst solche Bauten nicht zu Stande zu bringen vermögen, so halten sie dieselben nicht für menschliche Arbeit, sondern für ein Werk des Teufels. Gewiß ist, daß man in der ganzen Gegend sonst weder ein altes noch ein neues aus Stein erbautes Haus wahrnimmt und daß die Eingeborenen kaum Geschicklichkeit genug zeigen, ihre Hütten aus Holz zusammenzusetzen; diese Bauten müssen also, wie auch die Mauren glauben, sehr alt sein und einmal zur Sicherung des Besitzes dieser Goldminen gedient haben. Sie gleichen in vielen Stücken den alten Ruinen zu Axum[1]) in Habessinien und gehören vielleicht einem und demselben Volke an, welches in

[1]) Wohin man bekanntlich auch den Sitz der Königin von Saba verlegt.

diesen Gegenden Ansiedelungen besaß und diese Festen zur Sicherung derselben und ihres Handels erbaute. So viel von Monomotapa und seinen Eigenthümlichkeiten; wir kehren jetzt zu den Missionären zurück, welche sich die schwierige Aufgabe gestellt hatten, dem Christenthume in diesem Lande Eingang und Geltung zu verschaffen.

Als Silveira am Tage nach Weihnachten mit seinen Gefährten in die Hauptstadt Monomotapa einzog, kam ihm auf Befehl des Kaisers, welcher bereits durch die portugiesischen Kaufleute von der hohen Abkunft und der Heiligkeit des Fremdlings unterrichtet war, eine aus den angesehensten Hofleuten bestehende Gesandtschaft entgegen, um ihn zu bewillkommen und ihm eine Menge Goldes, sehr viele Rinder und einige zu seiner Bedienung bestimmte Sklaven als Geschenk zu überliefern; der Missionär dankte sehr höflich für diese Aufmerksamkeit, schickte aber das Geschenk zurück und ließ dem Kaiser durch den schon erwähnten Antonio Cayade, welcher an der Sitze der Gesandtschaft stand, sagen, daß er nicht nach solchen Schätzen verlange und die Absicht, in welcher er bei ihm erscheine, eine ganz andere sei, wie er von seinem Landsmanne erfahren könne. Der Kaiser, über diese Rede verwundert, befahl den sonderbaren Mann, welcher verschmähte, wonach die Menschen mit so großer Begierde jagen, sogleich in den Palast zu bringen, und lud ihn ein, sich an seine Seite zu setzen, eine Auszeichnung, welche selbst dem mächtigsten seiner Vasallen nie zu Theil wird. Nachdem der Kaiser, neben welchem seine Mutter auf einem kostbaren Teppiche saß, die von Silveira aus

Indien und Mozambique mitgebrachten Geschenke mit sichtbarem Vergnügen in Empfang genommen hatte, fragte er seinen Gast, wie viel Rinder und Frauen er als Gegengeschenk wünsche; und als der Diener Gottes erwiderte, daß solche verächtliche Dinge ohne allen Werth für ihn seien und er sie längst mit weit besseren vertauscht habe, womit er auch den Kaiser zu beglücken hoffe, sprach dieser lächelnd zu seiner Umgebung: Seht einen Menschen, der nicht ist, wie die andern; er muß von anderer Herkunft und aus irgend einem Kraute gemacht sein. Er wiederholte darauf sein Versprechen, jeden Wunsch seines Gastes sogleich befriedigen zu wollen, und entließ ihn mit freundlichen Worten. Silveira richtete sich alsbald in der Hütte, die man ihm als Wohnung angewiesen hatte, nach seinen Bedürfnissen ein, erbaute darin einen Altar und stellte ein aus Indien mitgebrachtes Bild der heiligen Jungfrau darauf, um vor demselben das Meßopfer darzubringen. Einer der Häuptlinge sah beim Vorübergehen an der Hütte das Bild und eilte sogleich zu seinem Gebieter mit der Nachricht, bei dem Fremdlinge befinde sich ein wunderschönes Weib, worauf der Befehl, dieses an den Hof zu bringen und vorzustellen, nicht lange auf sich warten ließ. Silveira errieth sogleich mit innigem Vergnügen den Irrthum, woraus er großen Vortheil für sein Vorhaben zu ziehen gedachte, trug das in ein seidenes Tuch gewickelte Bild in den Palast und hielt an den Kaiser eine Anrede, worin er diesem erklärte, daß der Schöpfer und Erlöser der Menschen von einer Jungfrau geboren sei und daß diese zwar bei ihrem Sohne im Himmel wohne, aber ihr Bild zum Troste

der Gläubigen auf der Erde zurückgelassen habe, welches er ihm jetzt zeigen wolle. Er enthüllte es nun auf die Knie sinkend und der Kaiser war so sehr von der Schönheit desselben überrascht, daß er nicht nur selbst niederkniete und es inbrünstig verehrte, sondern auch den Wunsch aussprach, es zu besitzen, der Missionär entsprach bereitwillig seinem Verlangen und stellte es in einem der innersten Gemächer auf einer altarähnlichen, mit einem schönen Teppiche überdeckten Erhöhung auf.

In der nächsten und in den vier darauf folgenden Nächten, erzählt Silveiras Biograph, erschien dem schlafenden Fürsten die Mutter des Herrn in der Gestalt des Bildes, aber von einem glänzenden Lichte umflossen und so herrlich schön, daß er nicht müde werden konnte, sie zu betrachten, während sie einige Worte, die er aber nicht verstand, an ihn richtete. Er erzählte diese Erscheinung jeden Morgen seiner Mutter und endlich auch Silveira, indem er sich beklagte, daß die Sprache, in welcher sie in anrede, ihm unbekannt sei. Diese Sprache, erwiderte dieser, ist eine göttliche und kann nur von denen verstanden werden, die sich zum christlichen Glauben bekennen und dem Sohne der Himmelskönigin gehorchen. Der Kaiser schwieg bei dieser Bemerkung, gab aber schon nach einigen Tagen die Absicht kund, sich nebst seiner Mutter taufen zu lassen, welchem Verlangen aber nicht eher willfahrt werden konnte, als bis beide genügenden Unterricht in der christlichen Lehre erhalten hatten. Nachdem dieß geschehen war, wurde die Taufe am 24. Januar 1561 mit großem Pompe vollzogen und der Kaiser Sebastian, seine Mutter aber

Maria genannt. Silveira erhielt bei dieser Gelegenheit als Geschenk hundert Ochsen, welche er jedoch sogleich Cayade mit dem Auftrage überschickte, sie zu schlachten und das Fleisch unter die Armen zu vertheilen, von welcher ungewohnten Freigebigkeit die Eingeborenen so sehr entzückt waren, daß dreihundert der Angesehensten unter ihnen sich ebenfalls von ihm taufen ließen und fast nicht mehr von seiner Seite wichen. Sie brachten ihm täglich eine Menge der besten Lebensmittel, er spendete sie aber sogleich den ihn umlagernden Armen und begnügte sich mit ein wenig gekochter Hirse und einigen wilden Kräutern. Diese glücklichen Anfänge schienen den günstigsten Erfolg zu versprechen und die Missionäre lebten der sicheren Hoffnung, daß das ganze Reich Monomotapa sich in kurzer Zeit dem Kreuze unterwerfen werde; der Feind der Menschheit aber, über den Verlust so vieler Seelen ergrimmt, hatte bereits rüstig im Finstern gearbeitet und die nöthigen Anstalten getroffen, um das gefahrdrohende Gebäude, noch ehe es vollendet war, zu untergraben. Als Werkzeug dienten ihm die im Lande angesiedelten Muhamedaner, welche ihren Einfluß und ihren Handel durch die sich an der Ostküste Afrikas immer mehr ausbreitenden Portugiesen gefährdet sahen und, da ihre eigene Macht zu einem offenen Angriffe derselben nicht ausreichte, die Eingeborenen gegen sie aufzureizen und sie zu verderben suchten. An der Spitze der Verschwörung standen Mingames, früher Scheik zu Mozambique, und vier andere listige Glaubensgenossen, welche an dem Hofe verschiedene wichtige Stellen bekleideten und sich deßhalb eines großen Ansehens erfreuten. Sie gewannen

zuerst die Mutter des Kaisers, ein wankelmüthiges Weib, durch mancherlei Lügen und große Geschenke und brachten dann allmälig ihrem noch sehr jungen und unerfahrenen Sohne bei, Silveira sei von dem Vizekönige von Indien und dem portugiesischen Befehlshaber zu Sofala gesandt, um das Land auszukundschaften und die Eroberung desselben durch die Portugiesen vorzubereiten, die Taufe aber sei ein Zauber, dessen er sich bediene, um den Kaiser und seine Unterthanen zuerst zu blenden und dann ins Verderben zu stürzen; dasselbe Verfahren habe man in der Provinz Sofala, welche bereits verloren sei, beobachtet und treffe man nicht zeitig genug Vorkehrungen, den schädlichen Menschen, welcher dieses Unheil herbeizuführen sich bemühe, unschädlich zu machen, so werde das Reich Monomotapa bald in den Händen der habgierigen Fremdlinge sein.

Der Kaiser, durch diese Schreckbilder irre geführt, schenkte den schlimmen Rathgebern nur zu leicht Glauben und faßte den Entschluß, seinen Wohlthäter, dem er das Leben der Seele verdankte, aus dem Wege zu räumen. Obgleich dieses Vorhaben sehr geheim gehalten wurde, so bemerkte doch Silveira bald den eingetretenen Umschwung der Dinge und sagte seinem Freunde Cayade im Vertrauen, daß seinem Leben Gefahr drohe, daß er aber bereit sei, sein Blut im Dienste des Herrn zu vergießen, sobald es demselben gefalle. Der Hauptmann, welchem eine so schnelle Sinnesänderung seines ihm stets holden Gebieters unbegreiflich war, lächelte ungläubig und war nicht wenig erstaunt, als eines Tages der fromme Mann ihn bat, alle seine Landsleute zu versammeln,

um ihnen das Abendmahl zu reichen, „denn morgen,“ setzte er hinzu, „werde ich dieß nicht mehr thun können.“ Cayade, der jetzt ebenfalls ängstlicher wurde, säumte nicht, diesem Wunsche zu willfahren, da die Portugiesen sich aber grade außerhalb der Stadt befanden und gegen Mittag noch nicht zurückgekommen waren, beendigte Silveira das begonnene Meßopfer, verzehrte selbst alle geweihten Hostien, worauf er etwa hundert Leute, die er zuletzt unterrichtet hatte, taufte und die noch vorhandenen Rosenkränze unter sie vertheilte. Als die Portugiesen endlich gegen Abend bei ihm eintrafen, hörte er ihre Beichte, ermahnte sie, bei den bevorstehenden Verfolgungen unerschütterlich in ihrem Glauben zu verharren, und übergab ihnen die kirchlichen Geräthschaften, deren Entweihung er fürchtete, um sie in die Wohnung Cayades zu bringen. Dieser war unterdessen in den Palast gegangen, um sich Gewißheit zu verschaffen, und überzeugte sich hier bald, daß man Böses gegen den Diener Gottes im Schilde führe, doch hoffte er nach den ausweichenden Versicherungen, die man ihm geben zu müssen glaubte, daß es höchstens auf eine Verbannung desselben aus dem Lande abgesehen sei. Er eilte deßhalb sogleich wieder zu ihm, um ihn zu beruhigen, Silveira, welcher unterdessen auf den Knieen liegend inbrünstig gebetet hatte, stand auf, ging ihm heitern Antlitzes entgegen und sprach, als dieser ihn zu trösten begann, ihm die Hand auf die Brust legend, ruhig: „Seid versichert, Antonio, daß ich mehr Muth habe, den Tod zu erleiden, als meine Feinde, mir denselben zu geben. Der Kaiser ist ein Knabe und seine Mutter ein Weib, ich verzeihe beiden, denn ich weiß, daß sie sich, durch

die List der Muhamedaner haben bethören lassen. Möge Gott nicht ihre Missethat an dem unschuldigen Lande rächen!" Darauf ersuchte er den Hauptmann, ihn allein zu lassen, dieser gab erst nach langem Zögern nach, sandte aber sogleich zwei seiner Diener, um Wache zu halten und ihm sogleich, wenn sie irgend etwas Verdächtiges wahrnähmen, Nachricht zu geben. Als diese sich der Hütte Silveiras näherten, sahen sie ihn vor derselben im Chorhemde und das Crucifix in der Hand mit rascherem Schritte, als er gewohnt war, auf und abgehen; bald richtete er seine Blicke starr gegen Himmel, als wolle er damit in denselben eindringen, bald kreuzte er niederbeugt seine Arme über der Brust und stieß tiefe Seufzer aus. Nachdem er auf diese Weise einen Theil der Nacht zugebracht hatte, zog er sich ermüdet in sein Gemach zurück, wo er sich auf seinem Schilflager ausstreckte und einschlief. Dieser Augenblick schien den Mördern, welche sich bis jetzt versteckt gehalten und nicht gewagt hatten, den Missionär, dessen Macht sie fürchteten, anzugreifen, günstig; sie fielen schnell über ihn her und während ihr Anführer Mocruma, ein Heide, der oft die Gastfreundschaft des wohlthätigen Priesters genossen hatte, ihm das Knie auf die Brust setzte und vier der Schergen ihn an den Händen und Füßen festhielten, legten ihm die übrigen einen Strick um den Hals und zogen daran auf zwei Seiten mit solcher Gewalt, daß dem unschuldigen Opfer das Blut reichlich aus Mund und Nase strömte. Darauf zerschlugen sie das Crucifix und schleppten den Leichnam, weil man ihnen gesagt hatte, daß dieser, wenn er auf dem Lande bleibe, die Luft vergiften und die Pest

erzeugen würde, in den nahen Fluß Mosengesse.[1]) So litt Gonçalo Silvaira am 16. März 1561 den Martertod.

Drittes Kapitel.

Vertreibung der Missionäre aus Inhambane. — Zustand des Christenthums in Monomotapa. — Feldzug Framisco Baretos nach Monomotapa und dem Goldlande Manica. — Unglücklicher Krieg gegen die Mongas. — Baretos Tod. — Weitere Versuche der Missionäre, in das Innere des Landes vorzudringen. — Schiffbruch einer Gesellschaft von Missionären. — Ihre Rettung.

Nachdem Silveira, wie wir bereits erzählt haben, den König von Inhambane getauft und dieses Land verlassen hatte, setzten seine Gefährten Fernandez und Acosta das so erfreulich begonnene Bekehrungswerk mit rastlosem Eifer fort, ihre Bemühungen scheiterten jedoch an der stumpfsinnigen Gleichgültigkeit der Eingeborenen, welche zwar die Lehren des Christenthums anhörten und die Taufe an sich vollziehen ließen, aber zugleich ihre früheren abergläubischen und thörichten Gewohnheiten beibehielten. Acosta, welcher das heiße Klima nicht vertragen und fast nie mehr das Krankenlager verlassen konnte, kehrte nach Indien zurück, Fernandez dagegen faßte den Vorsatz, selbst auf die Gefahr seines Lebens hin das vorgesteckte Ziel mit Ernst zu verfolgen. Er baute eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, um die Neubekehrten allmälig an die christlichen Gebräuche zu gewöhnen, und verbot ihnen strenge, mehrere Frauen zu nehmen und

---

[1]) Dieser Fluß, welcher in anderen Berichten Motete heißt, ist nicht näher bekannt.

andere mit dem Christenthume unverträgliche Handlungen auszuüben. Vor Allem rügte er das Betragen des Königs, welcher seinen Unterthanen gegenüber alte zur Erhöhung seines Ansehens dienende Vorurtheile und insbesondere den Glauben, daß er über Wind und Regen nach Belieben verfügen könne, festzuhalten versuchte. Er ging sogar so weit, daß er eines Tages die Zurüstungen zu einem Opfer zu Ehren der Götzen zerschlug und mit Füßen trat, wodurch er den Zorn der Betheiligten in solchem Grade erregte, daß sie ihre Waffen ergriffen und ihn ohne Zweifel ermordet haben würden, wenn nicht der König, welcher ebenfalls anwesend war, aus Furcht vor der Rache der Portugiesen die Gewaltthat verhindert hätte. Die Räthe desselben suchten jedoch jetzt den ihnen längst lästigen Glaubensboten auf andere Weise zu entfernen, indem sie ihn als Zauberer verdächtigten und ihre Anklage darauf stützten, daß er ein Buch, worunter sie sein Brevier verstanden, in dem sie ihn öfter beten und die Blätter umwenden sehen, um Rath frage und sich der kirchlichen Geräthe bediene, um die Entscheidungen des Buches auszuführen und die Bewohner des Landes zu bethören. Es wurde deßhalb, um ihm eine Schlinge zu legen, beschlossen, nicht nur die der Zauberei verdächtigen Leute einzufangen, sondern auch die Wohnungen zu durchsuchen und alle zur Zauberei dienende Gegenstände hinwegzunehmen. Die zu diesem Geschäfte erwählten königlichen Räthe zogen auch nach der Kirche mit einem großen Topfe, worin die Zaubermittel geborgen und dann vernichtet werden sollten; Fernandez ging ihnen jedoch schon vor der Thüre entgegen, empfing sie sehr

unwirsch und zerschlug ihnen, als sie weiter vorzudringen versuchten, den Topf. Ueber diese verwegene That gerieth die ganze Bevölkerung in so große Wuth, daß der König sich veranlaßt sah, dem Missionär seinen Schutz zu entziehen, und ihn dadurch nöthigte, eiligst Tonge zu verlassen, und sich nach dem portugiesischen Gebiete zurückzuziehen. Nach seiner Entfernung erstickten alsbald die kaum gelegten Keime des Christenthums in Inhambane.

Dieselbe Gefahr drohte in Monomotapa, wo der Befehl des Kaisers, die von Silveira am Tage vor seinem Tode getauften Eingeborenen hinzurichten, nur auf die dringenden Vorstellungen einiger Lucazen, wie man die Großen des Reiches nennt, unvollstreckt blieb. Diese bemerkten nämlich dem von blinder Leidenschaft hingerissenen Fürsten, daß er selbst und viele Häuptlinge eben so sehr, wie die geringeren Unterthanen, Strafe verdienten, wenn es ein Verbrechen sei, sich Wasser auf den Kopf gießen zu lassen, und als nach einigen Tagen die in der Hauptstadt ansäßigen Portugiesen vor ihm erschienen und ihm wegen des an dem unschuldigen Glaubensboten, der nur sein und seines Volkes Heil gewollt habe, begangenen Mordes mit dem Zorne Gottes und der Rache ihres Königs drohten, befiel ihn so große Angst, daß er nicht nur die beiden Muhamedaner, welche hauptsächlich zu dem Verbrechen gerathen hatten, sondern auch später seine Mutter, durch die er zu der übereilten Ausführung desselben verleitet worden war, hinrichten ließ. Als bald darauf Schwärme unzählbarer Heuschrecken die Felder verwüsteten und durch den eintretenden Mangel an Lebensmitteln eine Menge

Volkes dem Hungertode erlag, suchte er den Zorn des Himmels, welchen er mit Recht als eine verdiente Strafe für seine Grausamkeit betrachtete, durch die Zurückkehr zur christlichen Religion zu besänftigen und ließ den Statthalter von Sofala bitten, wieder christliche Lehrer in sein Reich zu senden. Antonio de Quadros, der Provinzial der Jesuiten in Indien, obgleich über den Verlust Silveiras, eines der ausgezeichnetsten Ordensgenossen, sehr betrübt, säumte nicht diesem ihm von dem Statthalter mitgetheilten Verlangen zu entsprechen und sandte im Januar 1562 die Väter Pero de Toar und Luis de Goes, denen sich auf seinen Rath der aus Inhambane vertriebene Missionär Andre Fernandez anschloß. Sie fanden am Hofe des Kaisers von Monomotapa eine sehr gute Aufnahme und wirkten mit eben so großem Eifer als günstigem Erfolge für die Ausbreitung des Christenthums, wurden aber nach einigen Jahren zurückgerufen, weil der König von Portugal befohlen hatte, einen Feldzug nach diesen Gegenden Afrikas zu unternehmen, um die Minen, aus denen das Gold nach der Küste gebracht wurde, aufzusuchen und bei dieser Gelegenheit die Mörder Silveiras zu züchtigen, dessen Tod in seiner Familie, die zu den angesehensten Geschlechtern des Landes gehörte, nicht geringen Schmerz und Unmuth erregt hatte. Man konnte deßhalb die Missionäre nicht in Monomotapa lassen, ohne sie der Willkür der Eingeborenen und demselben Schicksale, welches ihren Vorgänger getroffen hatte, preiszugeben, dagegen erhielten jedoch vier andere Jesuiten, die Väter Francisco de Montelar und Estevam Lopes nebst zwei Laienbrüder, den Befehl, das portugiesische

Heer zu begleiten, um sowohl für die geistlichen Bedürfnisse desselben zu sorgen, als auch die Bekehrung der Volksstämme, mit denen man in Berührung kommen mußte, zu versuchen. [1])

Francisco Bareto, welcher längere Zeit die Stelle eines Statthalters in Indien mit großer Umsicht und Kraft versehen hatte und deßhalb an die Spitze der Expedition gestellt wurde, brach im Jahre 1569 mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen, aber aus tapfern und kriegsgewohnten Leuten bestehenden Heere von Sofala auf, drang im folgenden Jahre unaufhaltsam in Monomotapa ein und verbreitete durch mehrere entscheidende Siege über die den Portugiesen an Zahl tausendfach überlegenen Kaffern und durch die unbarmherzige Niedermetzelung aller in diesem Reiche angesiedelten Muhamedaner, welchen die Schuld an der Ermordung Silveiras zur Last fiel, einen solchen Schrecken, daß der Quiteve, wie man gewöhnlich den Beherrscher von Monomotapa nennt, bei der Annäherung des Feindes seine Hauptstadt Zimbara [2]) verließ und mit den Bewohnern derselben in einen nahen Walde flüchtete. Bareto ließ die Stadt plündern, steckte sie, da er nicht Leute genug hatte, um eine Besatzung zurückzulassen, in Brand und zog weiter nach dem Königreiche Manica, [3]) mit dessen

[1]) Die Erzählung des für die Länder- und Völkerkunde höchst wichtigen Feldzuges der Portugiesen nach dem Innern Ostafrikas folgt dem Berichte des Missionärs Joao dos Santos, von dessen Wirken weiter unten die Rede sein wird.

[2]) Oder Symbaoe, vierzehn Tagreisen westlich von Sofala.

[3]) Es liegt südlich von Monomotapa und liefert das meiste Gold.

Beherrscher, Chicanga, der ihn freundlich empfing, er einen Vertrag abschloß, nach welchem es den Portugiesen gestattet sein sollte, sich im ganzen Lande ungestört aufzuhalten, alle Erzeugnisse desselben, insbesondere edle Metalle, gegen andere Waaren einzutauschen und an der Ausbeutung des Goldes Theil zu nehmen. Die Freude über ein so unerwartet günstiges Ergebniß des Feldzuges dauerte jedoch nicht lange, da die Hoffnung, schnell ungeheuere Reichthümer zu sammeln, mit der Erkenntniß der schwierigen Arbeiten, welche die Gewinnung des Goldes nöthig machte, alsbald verschwand. Um nämlich zu den Adern des edeln Metalles zu gelangen, graben die Kaffern tiefe Schachte und Gänge, welche sehr häufig bei der Ungeschicklichkeit dieser Bergleute einstürzen und sie verschütten. Auch fand sich das Gold nicht, wie die Portugiesen glaubten, in gediegenen Stücken, sondern mußte erst aus der Erde, worin es in kleinen Körnern verborgen lag, mühsam herausgewaschen werden. Sie begnügten sich deßhalb, das von den Eingeborenen gewonnene Gold einzutauschen, und kehrten, nachdem sie auch mit dem Beherrscher von Monomotapa, welcher um Frieden bat und Geschenke brachte, einen vortheilhaften Handelsvertrag abgeschlossen hatten, nach Sofala zurück, um sich von den Mühseligkeiten des Feldzuges zu erholen und zu einem neuen vorzubereiten.

Dieser galt aber dem wilden Volke der Mongas, welche den Portugiesen hartnäckig den Durchzug durch ihr Gebiet [1]) verweigert hatten. Sie wagten, auf die

---

[1]) Es zieht sich westlich von Monomotapa am südlichen Ufer des Zambese hin.

Hülfe einer in ihrer Mitte befindlichen berühmten Zauberin vertrauend, sogar eine Schlacht in offenem Felde und wichen erst, als eine Kugel das sie anfeuernde Weib niederstreckte, tapfer fechtend zurück. Es kam nun ein Friede zu Stande, wodurch sich Gelegenheit bot, ihr bis dahin von keinem Europäer betretenes Land kennen zu lernen. Es liegt auf einer gesunden Hochebene, über welche sich eine mehr als fünf Meilen breite und dichtbewaldete Gebirgskette hinzieht, deren einzelne Gipfel in die Wolken reichen und mit Schnee bedeckt sind. Das Gebirge heißt in der Landessprache Lupata und dieser Name soll Weltrücken bedeuten. [1]) Der Zambese durchbricht das Gebirge an einer der wildesten Stellen und stürzt mit solchem Ungestüme nach der Ebene, daß er auf dieser ganzen Strecke nur in langen Booten mit Ruderstangen befahren werden kann und nicht selten Schiffe und Leute sammt den Gütern zwischen den Klippen zu Grunde gehen. Auf beiden Ufern des Stromes starrt das Gebirge an manchen Stellen furchtbar steil und überhängend in gewaltigen Felsklippen empor und zuweilen treten diese so enge zusammen, daß sie den schäumenden Fluthen nur eine enge Pforte zum Durchgange lassen. Die Ebene, welche sich am östlichen Fuße dieses nach Norden in unbekannte Gegenden streichenden Gebirges hinzieht, hat ein sehr gemäßigtes Klima und einen zwar trocke-

---

[1]) Nach neueren Reisenden bedeutet das Wort Lupata nicht Weltrücken und bezeichnet auch nicht die ganze Gebirgskette, sondern nur den Engpaß oder die Bergschlucht, durch welche der Zambese herabstürzt.

nen, aber gegen die Flüße hin äußerst fruchtbaren Boden, so daß die Frist zwischen der Aussaat und Ernte der Hirse bei günstiger Witterung nur sechs bis sieben Wochen beträgt; der hauptsächlichste Reichthum des Landes besteht aber in dem Ueberflusse an Silber,[1]) welches sich besonders in großer Menge und selbst gänzlich rein auf der Ebene von Chicowa[2]) findet. Bareto richtete deßhalb seinen Marsch nach dieser Gegend und erreichte sie auch glücklich, konnte aber, da die Eingeborenen sich in die Wälder geflüchtet hatten, die Silbergruben, deren Spuren man möglichst beseitigt hatte, nicht entdecken. Nachdem er einigemale von schlauen Kaffern, welche einzelne Silberbarren an Stellen, wo sich dieses Metall nicht fand, vergraben hatten, irre geführt und betrogen worden war, erbaute er ein Fort, worin er zweihundert Leute mit dem Befehle, die Lage der Silberminen zu ermitteln, zurückließ, und begab sich nach Sena, um daselbst Verstärkung an sich zu ziehen. Die Besatzung verübte indessen, statt den Weg der Güte zu versuchen, auf ihren Streifzügen die schauderhaftesten Grausamkeiten, verbrannte die Dörfer und ermordete die Bewohner, war aber doch, nachdem sie muthwillig die Rache der ganzen Bevölkerung heraufbeschworen hatte, so unklug, sich von derselben bei der Auf-

---

[1]) Dieses Land ist auch reich an Kupfer und Eisen, welches die Kaffern seit den ältesten Zeiten zu bearbeiten verstanden, denn arabische Kaufleute brachten schon im zehnten Jahrhundert Schwerter und andere Waffen von vorzüglicher Güte von hier nach Indien.

[2]) Diese Ebene bildet die erste hohe Terrasse von Hochafrika.

suchung der Silbergruben in einen Hinterhalt locken zu lassen, wo sie elend umkam; das Fort, in welchem man nur eine geringe Wache zurückgelassen hatte, wurde, nachdem die tapfern Vertheidiger nach langer Gegenwehr bis auf den letzten Mann gefallen waren, erstiegen und zerstört. Auch Bareto, welcher für die Ermordung seiner Landsleute Rache üben wollte und auf seinem Zuge sich nicht zu billigende barbarische Handlungen zu Schulden kommen ließ, nahm, da die Kaffern nach dem Rathe der auf die immer sich mehr ausdehnende Macht der Portugiesen eifersüchtigen Muhamedaner die Brunnen vergiftet hatten, mit dem größten Theile seines Heeres ein trauriges Ende. Fernando de Monroy, sein Nachfolger, drang zwar noch einmal nach Monomotapa vor, da er aber ebenfalls starb, ohne den Zweck des Unternehmens, welcher in der Gründung einer Colonie zur Ausbeutung der edeln Metalle bestand, erreicht zu haben, so gab die portugiesische Regierung ihren Plan, sich in dem Goldlande festzusetzen, auf und beschränkte sich fortan auf den Abschluß möglichst vortheilhafter Handelsverträge mit den Beherschern desselben. Sie sicherte sich nun die in ihrer Gewalt befindlichen Küstenpunkte durch Erbauung starker Fort und hielt nur zur Vermittlung des Verkehrs mit dem Binnenlande die Ufer des Zambese besetzt.

Ein weiteres Vordringen war dadurch auch den Missionären erschwert und fast alle Versuche, sich bei den Völkern des innern Afrika Eingang zu verschaffen und sie zum Christenthume zu bekehren, blieben ohne erklecklichen Erfolg. Sie gaben aber trotzdem keineswegs ihre Bemühungen auf und die

verschiedenen Orden wetteiferten miteinander, diesen unfruchtbaren Boden zu bestellen und die dürftigen Früchte zu ernten. Im April des Jahres 1585 schifften sich acht Missionäre aus der Gesellschaft Jesu und zwei aus dem Orden des heiligen Dominicus zu Lissabon auf einem großen nach Sofala bestimmten Kauffahrer ein; die Reise war aber eine sehr unglückliche, denn schon in den ersten Tagen erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß das Schiff Mast und Segel verlor und nur mit Mühe die Insel St. Jago am grünen Vorgebirge erreichte, wo es nothdürftig ausgebessert wurde. Mit Mühe umsegelte man bei fortwährend ungünstigem Wetter das Cap und erst auf der Höhe der Insel Madagascar erhob sich ein scharfer, aber günstiger Wind, mit dessen Hülfe man bald einen sichern Hafen zu gewinnen gedachte. — Als wir uns, erzählt Pero Martinez, einer der bei der Reisegesellschaft befindlichen Jesuiten, in dieser Hoffnung am Abend des 20. August kaum zur Ruhe begeben hatten, lief das Schiff mit vollen Segeln auf eine von dem Wasser bedeckte und darum von der Wache nicht bemerkte Klippe und zwar mit solcher Gewalt, daß sich augenblicklich der Boden spaltete und das Wasser allenhalben mit großem Getöse eindrang. Die Stelle, wo der Anstoß stattfand, war eine auf dem höchsten Punkte des nackten Felsens befindliche Vertiefung, ringsum von spitzen Korallenzacken eingefaßt, welche bei der Ebbe aus dem Wasser hervorragten, bei der Fluth aber von den Wogen bedeckt wurden, und es zeigte sich alsbald, daß Gott in seinem gerechten Zorne doch seine Barmherzigkeit gegen uns walten ließ, denn wäre das Schiff während

der Ebbe an den Felsen geschleudert worden, so würde nicht ein einziger von uns dem Tode entronnen sein. Da sich aber bei der noch durch einen dichten Nebel vermehrten Finsterniß diese für uns günstige Lage nicht erkennen ließ und das fortwährend von der Fluth gepeitschte und an das Gestein geworfene Fahrzeug allmälig in Trümmer zerfiel, so erreichte alsbald die Verzweiflung der so unvermuthet aus dem tiefsten Schlafe Aufgeschreckten den höchsten Grad; die meisten krochen, da die Dunkelheit ihnen keinen Ausweg zeigte, jammernd und heulend, in dem Schiffsraume umher und suchten einen Gegenstand zu erhaschen, um sich daran festzuhalten. Wir Priester riefen ihnen unabläßig zu, sich der Gnade Gottes zu empfehlen, ihre Sünden zu bekennen und zu bereuen und Trost im Gebete zu suchen. Da wir nicht jedem insbesondere beikommen konnten, um seine Beichte anzuhören, so offenbarten viele selbst ihre gröbsten Vergehen mit lauter Stimme, andere riefen Himmel und Erde um Hülfe an und wieder andere gelobten ein heiliges Leben, oder versprachen der Kirche reiche Geschenke, oder thaten andere Gelübde. In diesem Jammer fand uns der anbrechende Tag und wir waren jetzt im Stande, den ganzen Umfang unseres Elendes zu erkennen; vorerst suchten wir auf den Felsenspitzen einen trockenen Aufenthalt und Aussicht in die Ferne zu gewinnen, aber allenthalben, wohin wir die Augen richteten, erblickten wir nichts als Luft und Wasser und vor uns zwischen den Trümmern des Schiffs seine aus den werthvollsten Waaren bestehende Ladung. Niemand achtete aber jetzt auf diese Reichthümer und ich erkannte in diesem Augenblicke recht klar, das es

weit besser und tröstlicher ist, auf dem Lande arm, als auf dem Meere reich zu sein, und daß alle Schätze der Welt sehr oft nicht vermögen, das in Gefahr schwebende Leben des Menschen zu sichern. Obwohl nun fast keine Hoffnung zur Erhaltung des Lebens vorhanden zu sein schien, so war doch die Liebe zu demselben bei den meisten so groß, daß sie keine Gefahr und kein Ungemach scheuen zu dürfen glaubten, um ihre Rettung zu versuchen. Einige setzten sich auf die zerbrochenen Maste und schwammen auf gut Glück dahin, andere fügten mehrere Planken des gescheiterten Schiffes zusammen und nahmen ihre Richtung nach der Gegend, wo sie Land vermutheten, und wieder andere banden sich an größere Schiffstrümmer und überließen ihre Rettung dem Zufalle; man hörte aber von diesen Verwegenen nie wieder etwas und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie entweder durch Hunger und Durst umkamen oder den gefräßigen großen Fischen, welche in diesem Meeresstriche sehr häufig sind, zur Beute wurden; andere, welche sich weniger übereilten und klüger ihre Anstalten trafen, entgingen auf verschiedene Weise dem Verderben.

Vor Allem wollte der Befehlshaber des Fahrzeuges sich von der Beschaffenheit der Klippe und ihrer nächsten Umgebung überzeugen und untersuchen, ob auf ihr irgendwo eine trockene Stelle für die Schiffbrüchigen aufzufinden sei. Er bestieg deßhalb mit achtzehn seiner Leute das einzige noch vorhandene, aber ebenfalls arg beschädigte Boot und umfuhr die Klippe, da aber seine Nachforschungen ohne günstiges Ergebniß blieben, so beschloß er aus Furcht, daß alle das zurückkehrende Boot in Anspruch nehmen würden

und auf diese Weise Niemand gerettet werden könne, im Einverständnisse mit der Mannschaft, nach der etwa sechzig Meilen entfernten portugiesischen Niederlassung Sofala zu steuern und von da aus die auf der Klippe zurückgebliebenen abzuholen. Dieß Unternehmen war allerdings mit nicht wenigen Schwierigkeiten verbunden, denn man hatte sich weder mit den für eine weitere Reise nöthigen Geräthschaften, noch mit Lebensmitteln versehen. Ein Ruder wurde als Mast aufgerichtet und an zwei daran befestigten und an den Griffen verbundenen Degen ein Betttuch, in welches sich einer der Matrosen zufällig eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt; als Taue mußten die im Boote befindlichen Fischleinen dienen. Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren und man sich dem Schutze der heiligen Jungfrau von Guadalupe empfohlen und eine Wallfahrt zu ihr versprochen hatte, wagte man sich keck auf das hohe Meer und erreichte, obgleich die an den folgenden Tagen sehr hoch gehende See ihre Wogen in das elende Fahrzeug warf und ungeheuere Walfische dasselbe öfter zu zertrümmern drohten, und obgleich die tägliche Nahrung auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischten Weines beschränkt werden mußte, am vierten Tage das Festland; da man aber diesen Theil der Küste nicht kannte und sie nicht zu betreten wagte, so segelte man noch vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden, sah sich jedoch, da ein herannahender Sturm die größte Gefahr drohte, genöthigt, an einer günstigen Stelle zwischen zwei Orten, welche Trilinda und Qualimane hießen, zu landen. Während die Mannschaft sich

weiter von dem Strande entfernte und Trinkwasser aufsuchte, um den glühenden Durst zu stillen, gewahrten die beiden zur Bewachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kaffer, welcher freudig in die Hände klaschte, was bei diesem Volke als ein Zeichen freundlicher Gesinnung gilt, und ihnen einige Fische zuwarf. Bald darauf aber erschienen etwa zweihundert Wilde desselben Stammes, welche zwar, als indessen die übrigen Leute von der aufgefundenen Quelle zurückkehrten, zum Beweise ihrer friedlichen Absichten Bogen und Pfeile ablegten, jedoch, als sie ihre Uebermacht erkannten, sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräthe bemächtigten und von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen, das Segel zerschnitten und unter sich vertheilten und endlich den Wehrlosen alle Kleider vom Kopfe bis zu den Füßen und bis auf die Haut auszogen. Die Unglücklichen verloren trotz ihrer verzweifelten Lage doch die Hoffnung noch nicht und setzten in der glühenden Sonnenhitze, gegen welche sie sich auf dem nakten Gestade in keiner Weise zu schützen vermochten, ihren Weg fort, bis sie nach einem Marsche von kaum drei Meilen an den Fluß Quilimane gelangten, an welchem die portugiesischen Niederlassungen Sena und Tete liegen. Da sie dicht am Strande gingen, so würden sie hier von der anschwellenden Fluth, welche jedesmal die beiden Ufer des Stromes weithin überschwemmt, verschlungen worden sein, wenn nicht einige mitleidige Kaffern sie auf ihre flehentliche Bitten in einem kleinen Kahne zu einer sichern Stelle an der andern Seite gebracht hätten. Bald darauf erreichten sie eine portugiesische Faktorei, wo sie, ob-

gleich der Vorsteher nicht anwesend war, von den Sclaven desselben mit Speise und Trank erquickt wurden; ein mit den Portugiesen befreundeter muhamedanischer Kaufmann versah sie alsbald mit der nöthigsten Kleidung und ließ sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort Luabo [1]) bringen, wo wir sie verlassen, um zu den Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzukehren.

In nicht sehr weiter Entfernung von derselben zeigte sich ein schnell emporsteigender Hügel, an welchem sich sehr viele und große Stücke des gescheiterten Schiffes festgesetzt hatten, und da man auf ihm einen sicheren Aufenthalt und Mittel zu finden hoffte, aus den Trümmern ein Fahrzeug zu erbauen, so entschlossen sich etwa vierzig der beherztesten Leute, auf einigen zusammengebundenen Planken dahin zu schwimmen, und erreichten auch glücklich ihr Ziel, sahen sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht, da die Fluth auch diesen Hügel fast gänzlich bedeckte. Zu ihrer nicht geringen Freude erhaschten sie jedoch daselbst ein nur zur Hälfte zertrümmertes Boot, auf welchem sie nach einem etwa drei Meilen entfernten Felsen steuerten, das hinter demselben vermuthete Land erwies sich zwar nur als eine mit Korallenspitzen bedeckte Steinklippe, auf derselben lagen aber nicht nur brauchbare Stücke des gescheiterten Schiffes, sondern auch viele Kisten und Ballen mit kostbaren Stoffen, einige Fässer mit Lebensmitteln und zwei Seekarten, auf denen der Weg um das Vorgebirg der guten Hoff-

---

[1]) Auf der gleichnamigen Insel, welche von dem Luabo, einem der Ausflüsse des Zambese, gebildet wird.

nung und durch die Gewässer, in denen man sich befand, angegeben war. Man hoffte mit Hülfe derselben einen portugiesischen Hafen an der afrikanischen Küste gewinnen zu können, und erbaute ein starkes Floß, auf welches man einen Theil der aufgefundenen Lebensmittel brachte; da es aber nicht groß genug war, um die ganze Gesellschaft aufzunehmen, so ließ der Befehlshaber, nachdem die von seinem Vorhaben unterrichteten Freunde auf dem Floße versammelt waren, das Tau kappen und fuhr davon. Die Verlassenen, welche jetzt ihren gewissen Tod vor Augen sahen, erhoben ein jämmerliches Angstgeschrei und warfen sich zum Theil in das Meer, um das Floß noch zu erreichen, aber nur einigen geübten Schwimmern gelang dieses Wagniß, die übrigen wurden von den Wogen verschlungen. Unter den auf dem Felsen zurückgebliebenen, für welche keine Rettung zu hoffen war, stand auch der Sohn des Befehlshabers, welcher nicht mehr zur rechten Zeit das Floß hatte besteigen können, und rang die Hände; gern wäre der Vater zurückgekehrt, da aber seine Gefährten die Landung nicht zugaben, so mußte er seine treulose List mit dem Verluste seines geliebten Sohnes büßen. Obgleich das Floß mit drei Masten und mit großen Segeln, die man aus den aufgefundenen kostbaren Seidenstoffen verfertigt hatte, versehen war, so kam es doch nur langsam von der Stelle, der geringe Vorrath an Lebensmitteln und Trinkwasser war bald gänzlich aufgezehrt und die Noth bereits so groß, daß sich einige freiwillig ins Meer stürzten, um von ihren Qualen erlöst zu werden. Am Abend des zwölften Tages endlich erblickte man die Küste und landete

während der Nacht an derselben, ohne auf die mit einem so gewagten Unternehmen verbundenen Gefahren zu achten. Man suchte zuerst nach Trinkwasser und als der Befehlshaber so glücklich war, solches in einer nahen Grube zu finden, so krochen alle, da sie sich aus Entkräftung nicht aufrecht zu halten vermochten, auf Händen und Füßen nach der Pfütze, um sich an dem schmutzigen Tranke zu laben, worauf sie in einen tiefen Schlaf sanken. Als sie am nächsten Morgen erwachten, sahen sie sich von Mohren umgeben, die ihnen auf ihre Bitten, welche sie durch entsprechende Geberden verständlich zu machen suchten, einige dürre Waldäpfel zuwarfen und aus einem weiter entfernten Brunnen durch ihre Weiber gutes Wasser herbeiholen ließen. Sie mußten jedoch diesen Dienst theuer bezahlen, denn die Wilden waren mit den Hüten, welche man ihnen als Geschenk reichte, nicht zufrieden, sondern nahmen die sämmtlichen Kleidungsstücke der Unglücklichen und Alles, was diese besaßen, mit Gewalt in Anspruch. Nur ein mitleidiger Greis, den ihr Elend rührte, führte sie in seine Hütte, wo er sie mit halbgesottenen Bohnen bewirthete, und schickte einen seiner Angehörigen nach Luabo, um dem portugiesischen Befehlshaber Francisco Brociado ihre Anwesenheit zu melden. Sie mußten sich unterdessen von Hütte zu Hütte ihre dürftige Nahrung erbetteln oder durch lächerliche Körperstellungen und andere Gaukeleien verdienen. Nach einigen Wochen traf jedoch die ersehnte Hülfe ein und ihnen ward das unerwartete Glück zu Theil, sich mit ihren Gefährten zu vereinigen, welche bereits, wie wir erzählt haben, in Luabo eingetroffen waren.

Nachdem die beiden Haufen, welche jetzt glücklich gerettet waren, die Klippe, woran das Schiff gescheitert war, verlassen hatten, bemühte sich Odoardo Melo, ein in Indien geborener Kriegsmann aus einem edlen spanischen Geschlechte, mit einigen andern muthigen Leuten aus den noch übrigen Schiffsplanken ein Boot zusammenzusetzen, um wo möglich, die gewisse Todesgefahr mit einer ungewissen zu vertauschen. Die Arbeit war jedoch eine höchst mühselige, denn man mußte bei der Fluth bis zur Brust im Wasser stehen und nicht nur sich selbst gegen den Andrang der Wogen schützen, sondern auch die Schiffstrümmer, welche man zu benutzen dachte, aus allen Kräften festhalten, damit sie nicht hinweggespült wurden. Man rastete jedoch selbst bei Nacht keinen Augenblick und so wurde schon am dritten Tag das Fahrzeug fertig. Man band es zur größeren Sicherheit an sechs Stellen mit starken Tauen zusammen, belegte den Boden mit Faßtauben und Schachtelbrettern, verstopfte die Lücken mit Hemden und Lumpen und verschmierte die Fugen mit Käse, aber dennoch zog es so viel Wasser, daß man dieses fortwährend ausschöpfen mußte. Gleichzeitig arbeiteten andere Gesellschaften an kleinen Flössen, um auf denselben dem Boote zu folgen, viele Leute aber hatten gänzlich den Muth verloren und erwarteten auf der Klippe ruhig ihr Ende. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, stach das kleine Geschwader, welches aus dem Boote und vier Flössen bestand, auf Gottes Beistand vertrauend, in See. Melo hatte mich nebst drei meiner Ordensgenossen in das Boot aufgenommen, die zwei andern Jesuiten und die beiden Dominikaner befanden sich auf dem größten Flosse,

welchem es gelang, sich bei dem Boote zu halten, die drei andern verschwanden schon am nächsten Tage aus dem Gesichte und man vernahm nie mehr irgend eine Kunde von ihnen, eben so wurden sechs Waghälse, welche uns einige Zeit auf einem Mastbaume sitzend nachruderten, vor unsern Augen von dem Meere verschlungen. Auch das überladene Boot gerieth in so große Gefahr, daß man nochmals an einer Klippe anzulegen genöthigt war, um mehrere Leute, welche nach der Uebereinkunft der Befehlshaber zu bezeichnen hatte, auszusetzen. Die Verzweiflung dieser Unglücklichen war ein herzzerreißender Anblick; sie warfen sich ins Wasser, um das absegelnde Boot wieder zu erreichen, mußten aber mit Gewalt zurückgetrieben werden und ertranken nach vergeblicher Anstrengung. Mit Bewunderung erfüllte uns das Benehmen eines Jünglings, welcher inständigst bat, ihn statt seines unter den Ausgesetzten befindlichen älteren Bruders zurückzulassen, weil dieser durch seine größere Geschicklichkeit eher im Stande sei, ihre zahlreiche Familie zu ernähren. Da er aber kein Gehör fand, so forderte er seinen Bruder auf, sich nicht zurückweisen zu lassen; dieser ein vorzüglicher Schwimmer, folgte sechs Stunden dem Boote, als er aber ermüdet sich mit der einen Hand an demselben festzuhalten versuchte, drohte man ihm dieselbe abzuhauen, er ergriff jedoch das Schwert und ließ es, obgleich ihm beinahe die Hand durchschnitten war, nicht eher los, als bis man, durch seine Beharrlichkeit gerührt, ihn an Bord nahm.

Acht Tage schwammen bereits die gebrechlichen Fahrzeuge auf dem hohen Meere in der Richtung nach Mozambique, welche man mit Hilfe einer aus

dem Schiffbruche geretteten Seekarte eingeschlagen hatte. Das Wetter war überaus schön, der Wind aber ungünstig, und man sah sich bald, da die Lebensmittel zu Ende gingen, genöthigt, den Lauf zu ändern und nach Sofala zu segeln. Während einer finstern Nacht stieß das Boot auf eine verborgene Klippe und es entstand ein bedeutender Leck, welchen man nothdürftig mit Sammtstoffen, da kein anderes Zeug vorhanden war, verstopfte. Das eindringende Wasser war in dem tiefgehenden Fahrzeuge kaum noch zu bewältigen, als man am Abend des achten Tages aus verschiedenen Anzeichen sich in der Nähe des Landes zu befinden glaubte. Um nicht während der Nacht an einer gefährlichen Küste zu scheitern, senkte man in Ermangelung eines Ankers einen mit Thalern gefüllten Sack in die Tiefe. Am folgenden Morgen erfreute uns der Anblick des Landes, zugleich aber erhob sich ein heftiger Sturm, welcher uns mit solcher Gewalt an den Strand warf, daß Boot und Floß in Stücke zerschellten und wir, da wir ausgehungert und ermattet waren, nur mit großer Anstrengung aus der Brandung auf das Trockene krochen. Vor Allem errichteten wir ein Kreuz, um Gott für unsere so wunderbare Rettung zu danken, und dann erst spähten wir umher nach trinkbarem Wasser, um unsern glühenden Durst zu stillen. Einige Mohren, welche sich in der Nähe befanden, wagten nicht, da wir unserer fünfundsiebenzig waren, herbeizukommen, so sehr wir sie auch durch Gebehrden darum baten; als aber ihre Zahl auf etwa zweihundert angewachsen war, machten sie einen Angriff auf uns; mehrere der unsrigen, welche ihre Degen mitgebracht hatten, schick-

ten sich an zur Gegenwehr, da uns jedoch Feuerwaffen fehlten, so mußten wir uns den Wilden, nachdem einige von uns von ihren Pfeilen getroffen worden waren, auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie fielen nun grimmig über uns her, beraubten uns unserer Kleider und Waffen und führten zwei von uns, welche ihnen die angesehensten zu sein schienen, mit sich fort. Wir übrigen beeilten uns, sobald sie sich entfernt hatten, aus ihrem Bereiche zu kommen, und zogen völlig nakt und ohne Nahrung fast die halbe Nacht an dem Strande hin, in der Hoffnung, die Mündung eines Flusses und in derselben ein portugiesisches Schiff anzutreffen, endlich aber konnten wir nicht mehr weiter und sanken vor Durst und Mattigkeit zu Boden. Einige gruben sich in den Sand, andere bedeckten sich mit Baumblättern, aber keinem ward das Glück eines erquicklichen Schlafes zu Theil. Mit dem Anbruche des Tages setzten wir unsere Reise fort, kaum aber waren wir eine kleine Strecke gegangen, als wir von einem Haufen Kaffern überfallen und gleich einer Viehheerde nach ihren Wohnungen getrieben wurden. Man setzte uns hier, da wir unsern Hunger kund gaben, in Wasser gekochte Hirse vor, aber so spärlich, daß einige von uns die Kleien sammelten, um sie nach europäischer Weise in der Asche zu backen, und jeder pries sich glücklich, der ein Stückchen von diesem für andere Menschen völlig ungenießbaren Brode erhaschen konnte. Wir fristeten längere Zeit auf diese elende Weise unser Leben, ohne Jemand zu finden, den wir mit der Nachricht von unserer Lage nach Mozambique oder Quilimane hätten schicken können; der Sohn eines

muhamedanischen Scheiks, welcher zufällig durch unsern Aufenthaltsort kam, konnte mit den Kaffern über das Lösegeld nicht einig werden und reiste weiter nach seinem Wohnorte am Flusse Lorango,[1]) wir schickten ihm jedoch zwei Mönche nach, welche ihn zur Zahlung des geforderten Preises bewegen und die Zurückerstattung desselben durch ihr Wort verbürgen sollten. Während ihrer Abwesenheit ergriffen einige unserer Leute heimlich die Flucht, wodurch die Wilden in solche Wuth geriethen, daß sie uns alle in einen engen Kerker warfen, worin wir nicht einmal aufrecht stehen konnten, sondern übereinander liegen mußten. Der Hunger, den wir erdulden mußten, war groß, noch größer aber die Hitze, welche so nachtheilig auf uns wirkte, daß sich unsere Körper mit einem Schorfe, wie beim Aussatze, überzogen und wir uns in einem brennenden Kalkofen oder vielmehr im Fegfeuer zu befinden glaubten. Zu unserem Glücke traf schon nach wenigen Tagen ein Bote des Scheiks ein, welcher das verlangte Lösegeld brachte und uns aus dem Kerker befreite, worin wir nicht lange mehr unser Leben hätten fristen können. Wir wurden nun theils zu Land und theils zu Wasser zu dem Scheik gebracht, welcher uns zwar sehr liebreich aufnahm, aber uns, da er selbst nur über ein geringes Vermögen zu verfügen hatte, kaum im Stande war, den dürftigsten Unterhalt zu gewähren und jedem täglich eine Hand voll Reis oder Hirse zu reichen. Der Mangel genügender Nahrung, die Folgen der ausgestandenen Mühseligkeiten und die in dieser Ge-

---

[1]) Nördlich von Zambese.

gend herrschende unerträgliche Hitze erzeugten alsbald gefährliche Krankheiten und die meisten fanden jetzt den Tod, welchem sie mit so großer Mühe auf dem Meere entgangen waren, auf dem Lande; von den Ordensgeistlichen blieben nur ich und ein Dominikaner übrig und wir beide hatten kaum Kraft genug, die andern zur Erde zu bestatten. Endlich erschien ein portugiesisches Schiff, welches dem Scheik das vorgelegte Lösegeld zurückerstattete, uns mit Kleidern und Nahrung versah und uns nach Luabo brachte, wo wir die übrigen Schiffbrüchigen, die schon vor uns dort angekommen waren, antrafen. Von hier schickte uns der Befehlshaber Brociado, dessen Sorgfalt für die Schiffbrüchigen über alles Lob erhaben ist, nach Sena, um in einer gesunderen Luft unsere sehr geschwächte Gesundheit wieder herzustellen. Ich und der andere Missionär unterzogen uns hier, so weit es unser Zustand erlaubte, allen geistlichen Verrichtungen und begaben uns nach unserer völligen Genesung nach Mozambique, von wo wir mit einem aus Portugal kommenden Schiffe im Monate August 1586 nach Goa segelten.

Viertes Kapitel.

Expedition der Portugiesen nach Sofala. — Der Missionär Joao dos Santos. — Schilderung des Kaffernlandes und seiner Produkte. — Wilde Thiere. Der Elephant. — Das Krokodil. — Merkwürdige Fische. — Das Seepferd. — Der Ambra. — Ein ungeheuerer Vogel. — Beschaffenheit der Regierung im Kaffernlande. — Der Quiteve (König). — Wahl und Regierungsantritt. — Todtenfeier. — Religiöse Ansichten der Kaffern. — Begriffe von dem höchsten Wesen und dem jenseitigen Leben. — Strenge Beobachtung der Festtage. — Bestrafung eines das Gebot übertretenden Portugiesen.

Zu derselben Zeit in welcher Pero Martinez die Küste Ostafrikas verließ, um nach Indien zu gehen, landete an derselben Joao dos Santos, ein Dominikaner, welcher für die Ausbreitung des Christenthums unter den wilden Stämmen der Kaffern mit glücklicherem Erfolge wirkte, als alle seine Vorgänger. Joas dos Santos, um das Jahr 1565 zu Evora in der Provinz Alentejo geboren, trat am 5. November 1584 in den Orden des heiligen Dominikus und erhielt bald darauf von seinen Obern die Weisung, sich nebst mehreren andern Missionären auf dem Geschwader einzuschiffen, welches unter den Befehlen Peros da Nhaya nach Sofala segelte, um die Herrschaft der Portugiesen in diesem Theile Afrikas zu befestigen, das Land, aus welchem das Gold von den Kaffern an die Küste gebracht wurde, aufzusuchen und mehrere wilde Stämme zu züchtigen, welche sich feindselig gegen die Ansiedler gezeigt und an den ihnen zugeschickten Glaubenspredigern Grausamkeiten verübt hatten. Er begab sich im Jahre 1586 zu Anfang des Monats April mit seinen Gefährten nach Lissabon; ungünstiges Wetter hielt jedoch die Flotte

im Hafen fest und man konnte erst am 15. desselben Monats die Anker lichten. Auf der Fahrt an der Westküste von Afrika hatte man mehrere gefährliche Stürme zu bestehen und es gelang erst am 2. Juli, das Vorgebirg der guten Hoffnung zu umsegeln. Am 13. August lief man in den Hafen von Mozambique ein und von hier wurden die Truppen, bei welchen sich auch die Missionäre befanden, nach Sofala gebracht, von wo aus der Feldzug nach dem Goldlande, wie wir schon weiter oben erzählt haben, unter der Führung des tapfern Feldherrn Francisco Bareto stattfand, aber einen unglücklichen Ausgang nahm. Joao dos Santos schlug seinen Sitz zu Sofala auf und zog von hier nach allen Richtungen zu den wilden Kaffernstämmen, um sie in der christlichen Religion zu unterrichten. Er kam mit seinen Ordensgenossen Joao Madeyra an der Küste an zweihundert Meilen über Mozambique hinaus, wanderte am Zambese hinauf bis nach Tete, wo die Dominikaner eine Residenz hatten, besuchte sogar die längst der Küste hin zerstreuten Inseln, erbaute überall Kirchen und Kapellen und arbeitete mit seinen im ganzen Lande zerstreuten Gefährten so unermüdlich im Weinberge des Herrn, daß man im Jahre 1593 nach den Taufbüchern unter den Kaffern zwanzigtausend Christen zählte. Während dieser Zeit hatte er Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche der Wilden und die Beschaffenheit ihres Landes genau kennen zu lernen, und da seine Bemerkungen jetzt noch in vielen Beziehungen wichtig sind und sogar über manche Zustände als die einzigen betrachtet werden müssen, so theilen wir die hauptsächlichsten derselben mit.

Die Gegend von Sofala, sagt Joao dos Santos, kann ohne Uebertreibung als der Garten dieser Küstenstrecke betrachtet werden; die Felder sind allenthalben mit den seltensten Fruchtbäumen bedeckt; Orangen, Citronen, mehrere Arten Ananas, welche unserer Pfirsiche gleicht, aber weit schmackhafter ist, und große, ungemein süße Feigen findet man im Ueberflusse, den lieblichsten Anblick gewähren jedoch die Granatbäume, welche das ganze Jahr hindurch blühen und an denen zu gleicher Zeit grüne und reife Früchte prangen; die Rebe steht den übrigen Gewächsen an Fruchtbarkeit so wenig nach, daß man einen doppelten Herbst erzielt, den ersten im Januar und den zweiten im Juni; auch das Zuckerrohr gedeiht an den Ufern der Flüsse und die Kaffern pflanzen es gern, weil sie sich während des größten Theils des Jahres davon nähren, verstehen aber nicht, Zucker daraus zu bereiten, wozu sie auch viel zu träge sind. Die gewöhnliche Nahrung sowohl der Eingeborenen, als auch der ärmeren portugiesischen Ansiedler besteht hauptsächlich in Limonien, Orangen und Citronen; man salzt auch diese Früchte ein, um sie für die schlechtere Jahreszeit aufzubewahren oder nach Indien zu schicken, wo sie als angenehme Zuspeise zu dem Reis gesucht werden. So reich aber die Umgegend von Sofala an köstlichen Südfrüchten ist, so arm ist sie an Getreide, zu dessen Anbau der Boden durchaus nichts taugt. Man bereitet deßhalb eine Art Brod aus einem Gemische von Reis und Hirse, welches man aber nur warm genießen kann, denn sobald es erkaltet, wird es rauh und schlecht und läßt sich gar nicht genießen, wenn man es nicht vorher in Wein taucht.

Die Kaffern machen aus Hirse einen Wein, der nicht sehr angenehm schmeckt, aber eben so berauscht, wie der Traubenwein, die Portugiesen bedienen sich jedoch lieber eines andern Weines, welcher aus der Palme gezogen wird. Reichliche Entschädigung für das schlechte Brod und den herben Wein bieten die trefflichen Fleischspeisen, denn an Ochsen, Kühen, Hämmeln, Ziegen, Schweinen und wilden Thieren ist kein Mangel und an Geflügel ein solcher Ueberfluß, daß man für einen Vertangy [1]) fünfzehn feiste Hühner kauft, weßhalb hier auch ärmere Leute anständig leben können und den Reichen Gelegenheit geboten ist, ihre Lust zur Schwelgerei ohne großen Aufwand zu befriedigen. Die Kaffern wissen sich auch, da sie keine Viehzucht treiben, eine Art Butter zu verschaffen, welche sie zu dem gekochten Reise essen. Sie stampfen nämlich den in ihrem Lande wachsenden schönen und weißen Sesam [2]) in irdenen Töpfen zu Brei, drücken aus demselben einen Saft, welcher besser brennt, als Olivenöl, und machen aus dem Ueberbleibsel Butter.

Unter den wilden Thieren des von Sofala nach Mozambique und nach dem Innern bis zu der portugiesischen Festung Tete am Zebese sich erstreckenden Landes nimmt der Elephant die erste Stelle ein. Da er den mit Hirse und Reis bestellten Feldern großen Schaden zufügt, so suchen ihn die Eingebornen

---

[1]) Eine an der Ostküste Afrikas gebräuchliche Silbermünze, welche ungefähr den Werth eines halben Gulden hat.

[2]) Die weiße Oellinge (sesamum orientale); das daraus gewonnene Oel (oleum sirgelim) wird nicht nur zum Brennen und zur Speise, sondern auch zum Einreiben gegen jeden Schmerz gebraucht.

auf verschiedene Weise und hauptsächlich mit List zu fangen, weil ein offener Angriff mit allzu großer Gefahr verbunden ist. Gewöhnlich fängt man ihn in Schlingen und tödtet ihn dann aus der Ferne mit Pfeilen oder schleicht ihm nach, bis er sich niedergelegt hat und schläft, was man an seinem weithin hörbaren Schnarchen wahrnimmt. Man wagt sich alsdann nahe an ihn und stößt ihm einen Wurfspieß in einen empfindlichen Theil des Körpers; das erwachende Thier wirft sich auf die es schmerzende Stelle und treibt so den Spieß noch weiter in die Wunde, worauf alsbald durch den Blutverlust der Tod erfolgt. Oft rafft es sich auch auf und ergreift die Flucht, ohne an der Wunde zu Grund zu gehen. Zwei Kaffern hatten eines Tages zwei Elephanten mit ihren Wurfspießen verwundet, jedoch, wie es ihnen schien, nur sehr leicht, und da die Nacht einfiel, so wagten sie nicht, demselben sogleich weiter nachzusetzen. Am nächsten Morgen folgten sie den Blutspuren und kamen, nachdem sie eine bedeutende Wegstrecke zurückgelegt hatten, an einen Fluß, worin zu ihrem nicht geringen Erstaunen der eine der Elephanten stand und mit seinem Rüssel Wasser auf den andern spritzte, welcher am Ufer ausgestreckt lag. Da die Jäger unvorsichtig genug waren, dem im Wasser stehenden Elephanten zu nahe zu kommen, so ergriff dieser einen von ihnen mit dem Rüssel und schleuderte ihn mit solcher Gewalt auf seinen todten Gefährten, daß er augenblicklich starb. Nachdem er auf diese Weise Rache genommen hatte, richtete er seine zürnenden Blicke auch auf den andern Jäger, welchem es aber gelang, sich durch die eiligste Flucht zu retten.

Man erzählt noch viele andere Beispiele von dem Verstande und der Ueberlegung dieser Thiere, welche Erstaunen erregen. So befand sich zu Goa in Indien ein zahmer Elephant, Perico oder Trunkenbold genannt, weil er gern Wein trank und an keiner Schenke vorüberging, ohne einen tüchtigen Schluck gethan zu haben; gab man ihm Geld, so trug er es in die beste Schenke, denn er wußte sehr wohl, guten Wein von schlechtem zu unterscheiden und die Trinker pflegten deßhalb nur Elephantenwein zu verlangen. Im Jahre 1600 schickte der Vizekönig von Indien dem Könige von Spanien einen Elephanten, welcher Alles verstand, was man ihm auf Portugiesisch und Italienisch sagte, wenigstens that er immer, was man in der einen oder in der andern dieser Sprachen von ihm verlangte; auch liebte er die Musik und schlug dazu mit dem Rüssel den Takt. Wenn sein Wärter ihn zankte oder unzufrieden mit ihm schien, so zeigte er sich sehr empfindlich über diese Behandlung und war traurig, bis man wieder in freundlichem Tone zu ihm sprach. Die Kaffern zähmen nicht diese Thiere, legen aber doch sehr großen Werth auf sie, weil ihr Fleisch ein beliebtes Nahrungsmittel ist und ihre Zähne als Handelsartikel ansehnlichen Gewinn bringen.

In den Flüssen von Sofala gibt es eine große Menge Krokodile, welche äußerst gefräßig sind und sich nur von dem Fleische der Menschen oder der Thiere, welche sie zu erhaschen vermögen, ernähren, besonders werden ihnen die Mohren zur Beute, welche nicht genügende Vorsicht gebrauchen, wenn sie das nöthige Trinkwasser schöpfen. Sie verzehren ihre

Beute unter dem Wasser, denn auf dem Lande ist ihnen dieß unmöglich, weil sie keine Zunge haben und die einzelnen Stücke mit Wasser hinab spülen müssen. So groß aber die Gier dieser Thiere ist, so fressen sie doch nichts Verdorbenes; trotzdem aber entsteigt ihrem häßlichen Rachen ein solcher Gestank, daß die Fliegen dadurch angezogen werden und das zwischen den Zähnen zurückgebliebene Fleisch verzehren. Zwischen den großen und kleinen Krokodilen ist kein anderer Unterschied, als daß die letzteren jeden Morgen und Abend aus dem Wasser kommen, um sich auf dem Bauche liegend zu sonnen, die ersteren aber nur mit der Hälfte des Körpers ans Land gehen. Merkwürdig ist, daß alle am Lande ihre Wildheit verlieren und sich, sobald sie das geringste Geräusch hören, ins Wasser werfen, wenn nicht der Hunger sie zwingt, sich nach Nahrung umzusehen. Wollen sie brüten, so graben sie an dem Ufer ein möglichst tiefes Loch, legen eine Menge Eier hinein und bedecken sie mit Sand, um das weitere Geschäft der Wirkung der Sonne zu überlassen. Die Jungen gehen, wenn sie aus der Schale kriechen sogleich ins Wasser, obwohl sie auf dem Lande zur Welt kommen. Die Verheerungen, welche diese Thiere auch auf den Saatfeldern anrichten, sind den Mohren sehr lästig und verursachen ihnen großen Verlust, man darf aber bei Todesstrafe keines tödten, weil man glaubt, daß aus ihrer Leber das unmerkbarste un wirksamste Gift bereitet werden kann, doch soll sich bei ihnen auch das entsprechende Gegengift finden. [1]) Auch hat Gottes

---

[1]) Die neueren Naturforscher erkennen das Vorhandensein dieser Giftstoffe im Körper des Krokodils nicht an.

Güte für ein sicheres Schutzmittel gegen die Angriffe der Krokodile gesorgt, indem er an den Ufern des Sofalaflusses [1]) das Kraut Nicirini [2]) wachsen ließ. Das Krokodil nähert sich selten den Leuten, welche mit dem Safte desselben den Körper bestrichen haben, wagt es aber dennoch einen Angriff, so werden seine Zähne so weich, wie Wachs, und verlieren alle Kraft. Wollen die Kaffern prüfen, ob das gefundene Kraut das ächte ist, so legen sie es auf den Kopf, fangen nun ihre Zähne an zu erweichen, so säumen sie nicht, Gebrauch davon zu machen. Das Verbot, die Krokodile zu tödten, erstreckt sich übrigens nur auf die Unterthanen des Königs von Sofala, denn die am Cuama [3]) wohnenden Kaffern machen fortwährend Jagd auf dieses Thier und betrachten sein Fleisch als eine äußerst leckere Speise. Sie bedienen sich zu seinem Fange eines sehr einfachen Geräthes, welches aus einem zwei Fuß langen und verhältnißmäßig dicken Holzstücke mit einem Loche in der Mitte besteht. Durch das Loch geht ein Tau, dessen oberes Ende die Fänger in den Händen halten, und an dessen unterem Ende eine starke Angel mit einem Köder, wozu man am besten frisches Fleisch nimmt, befestigt ist. Das Krokodil verschlingt gierig das Fleisch mit dem Holzstücke, welches ihm im Rachen stecken bleibt und es verhindert, denselben zu schließen und das Wasser abzuhalten, welches einströmt und es er-

---

[1]) Er mündet durch mehrere Arme in die Sofalabai.

[2]) Eine nähere Bestimmung dieses Krautes dürfte nicht wohl möglich, überhaupt die Wirkung sehr zu bezweifeln sein.

[3]) Oder Zambese, wie schon weiter oben bemerkt wurde.

stickt. Die Kaffern haben bemerkt, daß das Thier, wenn man es tödtet, weint und stöhnt, wie ein Mensch, und daher mag es kommen, daß man von einem Heuchler, welcher sich in der Noth mit Gewalt Thränen auspreßt, sagt, er vergieße Krokodilthränen.[1])

Bei den Bocicasinseln, welche etwa fünfzehn Meilen von Sofala entfernt sind, gibt es einen Fisch, welchen die Bewohner Mulier oder Weib nennen, weil sie behaupten, daß er an der obern Hälfte große Aehnlichkeit mit dem Menschen und insbesondere mit dem Weibe habe und seine Jungen eben so wie dieses stille; das Letztere ist allerdings der Fall, aber man bemerkt an ihm weder Arme noch Hände und sein Gesicht gleicht nicht im geringsten dem menschlichen; sein Kopf ist vielmehr von dem des Rochen nicht sehr verschieden und aus seinem Rachen stehen vier Zähne hervor, welche sich am besten mit den Hauern des Ebers vergleichen lassen. Diese Zähne haben die Eigenschaft, den Blutfluß zu stillen und die heftigen Schmerzen der Hämorrhoiden zu lindern, wenn man sie an der leidenden Stelle auf dem nackten Leibe trägt. Das Fleisch des Fisches ist übrigens eine wohlschmeckende Speise und man macht auch vortreffliche Cervelatwürste daraus. Er gab auch wahrscheinlich den alten Dichtern Veranlassung zu der Fabel von den Sirenen, obwohl ihm die langen Haupthaare derselben fehlen und er auch nicht, wie diese,

---

[1]) Dieses Sprichwort war schon bei den Aegyptern allgemein, soll aber auf dem Glauben beruhen, daß das Krokodil beim Anblicke eines Menschen Thränen vergieße und ihn dann sogleich trotz seines Bedauerns auffresse.

die Seefahrer durch Gesang verlockt, sondern zu ewigem Schweigen verdammt ist, gleich allen übrigen Fischen. [1]) In den Sümpfen Sofalas findet sich auch ein Fisch, von den Eingeborenen Macon genannt, welcher zwei Löcher am Halse hat, wie die Lamprete; wenn das Wasser austrocknet, so geht er auf das Land und zwar große Strecken weit, um eine feuchte Stelle aufzusuchen, wo er sich vergräbt und fortlebt, wenn auch die Trockenheit vier bis fünf Monate dauert; regnet es, so kommt er aus seinem Loche hervor und die Kaffern warten diesen Augenblick ab, um ihn zu fangen; währt die Hitze zu lange und ununterbrochen, so verzehrt er sich aus Mangel an Feuchtigkeit selbst. [2])

In den Flüssen Cuama und Sofala trifft man auch das Seepferd [3]) an, welches nur Pflanzen frißt und deßhalb oft und hauptsächlich des Nachts ans Land kommt, um seine Nahrung zu suchen. Sein Kopf ist dreimal so dick als der unserer gewöhnlichen Pferde und sein Körper hat eine entsprechende Größe. Seine Füße sind sehr kurz und dick und die vorderen mit fünf, die hintern aber nur mit vier Klauen versehen; [4]) der Rachen ist sehr groß und gut mit Zähnen

---

[1]) Man wird sich nicht irren, wenn man unter dem hier erwähnten Fische eine Robbenart versteht, vielleicht ist die Rüsselrobbe (phocaena proboscidea), welche in den Meeren der südlichen Erdhälfte sehr häufig sind, gemeint.

[2]) Eine nähere Bestimmung ist nach der mangelhaften Beschreibung nicht möglich.

[3]) Man nennt es jetzt gewöhnlich Flußpferd (hippopotamus).

[4]) Nach der Beschreibung der neueren Naturforscher haben alle Füße nur vier Klauen.

besetzt, von denen vier über vier Fuß lang und gebogen sind, wie die Hauer des Ebers. Merkwürdig ist bei den Seepferden, daß sie einander selbst auffressen,[1]) auch sieht man sie nur dann in Gesellschaft, wenn mehrere Weibchen einem Männchen folgen. Sie werfen am Lande und suchen zu diesem Zwecke gewöhnlich ein Gehölz auf, die Jungen aber gehen sogleich ins Wasser, weil sie fürchten, von den älteren gefressen zu werden. Dieses Thier ist von Natur schwermüthig und leidet sehr an Gichtschmerzen, die es dadurch zu lindern sucht, daß es sich mit dem linken Fuße am Magen kratzt; man hat ferner beobachtet, daß es sich, wenn es seine vollkommene Heilung bewirken will, auf die Klaue seines linken Fußes fallen läßt, die ihm dann in den Magen dringt und seine Leiden mindert und stillt;[2]) weßhalb die Kaffern und Mohren sich dieser Klaue gegen die Gicht und die Schwermuth bedienen. Außer dieser Gattung von Flußpferden gibt es noch eine andere in den erwähnten Flüssen, welche mit Hörnern versehen ist, wie der Stier, und auch gespaltene Füße hat, wie dieser.[3]) Man sieht auch in dem Kaffernlande gehörnte Esel,[4]) deren Fleisch sehr wohlschmeckend ist, wenn man es mit Reis und Hirse kocht; die Einge-

---

[1]) Diese Eigenthümlichkeit hat man in neuerer Zeit nicht beobachtet, auch dürfte sie sehr zu bezweifeln sein, da das Flußpferd kein Fleisch frißt.

[2]) Dieses Verfahren des Flußpferdes, die Gichtschmerzen zu heilen, wird nur schwer Glauben finden.

[3]) Wahrscheinlich ist eine Robbenart gemeint, wenn überhaupt die Bemerkung nicht auf einem Irrthume beruht.

[4]) Wahrscheinlich eine Gazellenart.

borenen leben den größten Theil des Jahres davon und sind nach dieser Speise so lüstern, daß sie nicht Geduld genug haben, zu warten, bis die Brühe kalt ist, sondern sie heiß essen, wodurch sie ihre Zähne so sehr verderben, daß diese faulen und früh ausfallen, obgleich sie dieß durch gewisse Kräuter, die sie kauen, zu verhindern suchen. An der Küste von Sofala sind auch die Walfische sehr häufig und man behauptet, von ihnen komme der Ambra, welchen das Meer an den Strand wirft.[1]) Diese Ansicht ist jedoch irrig und unter den vielen Meinungen über die Entstehung des Ambra scheint mir diejenige die richtige, nach welcher er an den Felsen unter der Oberfläche des Meeres oder auf dem Boden desselben erzeugt und durch heftige Stürme losgerissen und ausgeworfen wird. Als einmal ein Schiff durch ungünstiges Wetter gezwungen wurde, bei der Küste der Insel Madagascar an einer Stelle, wo das Meer nur zwanzig Klafter tief ist, während der Nacht Schutz zu suchen, fand man, als man des Morgens den Anker lichtete, viele Stücke Ambra, welche in dem Sande an ihm hängen geblieben waren; auch sieht man in dem Ambra Mücken, Spinnen und Bienen eingeschlossen, ein Beweis, daß er sich allmälig bildet und verhärtet und zu bedeutenden Massen anwachsen kann. So fand man im Jahre 1596 an der Küste von Melinde einen Klumpen, welcher so groß war, daß

[1]) Man hat bis auf die neueste Zeit mancherlei Vermuthungen über die Entstehung des Ambra aufgestellt, doch gilt jetzt die Ansicht, daß er ein in dem Mastdarme des Wales erzeugter Gallenstein sei, als die wahrscheinlichste; vgl. Okens Naturgeschichte, Bd. VII. S. 1048.

ein Mann sich hinter ihm verbergen konnte, und einen so hohen Werth hatte, daß er sich nicht ganz verkaufen ließ, sondern in kleinere Stücke zerschlagen werden mußte; ein anderer Klumpen, welchen man zur Zeit meiner Anwesenheit fand, wog zwanzig Pfund und war zwei Fuß lang und einen Fuß breit. Unter den Merkwürdigkeiten dieses Landes darf ich endlich einen ungeheuern Vogel nicht unerwähnt lassen, welcher eine so wunderbare Stärke besitzt, daß er einen Elephanten mit unglaublicher Schnelligkeit mit sich in die Lüfte führt, von wo er ihn herabfallen läßt, um ihn zu tödten und zu fressen. Ein Portugiese, welcher eines Tages nach dem Innern ging, um Elfenbein einzukaufen, und einen Affen mit sich führte, welcher über fünfzehn Pfund wog, band diesen, als er sich müde fühlte, mit der Kette an einen Baum und entfernte sich eine kleine Strecke davon, um an einer einladenden Stelle auszuruhen. Er hatte schon einige Zeit behaglich gelegen, als er bemerkte, daß die Luft sich wie von einer heranziehenden Wolke verdunkelte, und ein starkes Geräusch vernahm; er blickte aufwärts und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Dunkelheit von dem ausgebreiteten Gefieder eines Raubvogels herrührte, welcher den Affen sammt dem Baumstamme, woran er gebunden war, mit sich fortführte.[1])

Der Beherrscher der um Sofala liegenden Länder

[1]) Man erinnert sich hier unwillkürlich an den Vogel Rukh in tausend und einer Nacht, den Marco Polo (III. 36) auf die Insel Madagascar versetzt. Dieser Riesenvogel ist nach Einigen der Albatros (Diomedea exulans), Andere halten ihn mit größerer Wahrscheinlichkeit für den Kondor (vultur cuntur).

nennt sich Quiteve und dieser Name, welchen er sogleich nach der Thronbesteigung annimmt, gibt ihm ein fast göttliches Ansehen, indem die Kaffern keinen andern Gott anerkennen, als ihren König, und in allen Nöthen zu ihm ihre Zuflucht nehmen. Seine vornehmsten Frauen, welche stets aus seiner nächsten weiblichen Anverwandtschaft genommen werden, gelten dem Range und dem Namen nach als Königinnen, doch sind die Söhne seiner Beischläferinnen keineswegs von der Thronfolge ausgeschlossen, wodurch nach dem Tode eines Quiteve eine heillose Verwirrung entsteht. Gewöhnlich jedoch sucht man den Nachfolger unter den Söhnen der Schwestern oder Töchter des Vorgängers, denn der Quiteve hat das Vorrecht, seine nächsten Blutsverwandten zu heirathen, während dieß allen Unterthanen bei Todesstrafe verboten ist. Genießen die wirklichen Frauen des Königs zur Lebzeit desselben Vorrechte, so haben sie auch den Nachtheil, daß ein strenges Gesetz sie zwingt, nach seinem Hinscheiden ebenfalls zu sterben, weßhalb sie stets Gift bei sich tragen, um bei einem unvermutheten Tode ihres Gebieters diesem alsbald folgen zu können, denn es herrscht unter diesem Volke die alberne Ansicht, daß die Könige auch im jenseitigen Leben eine entsprechend hohe Stelle einnehmen und dieser gemäß ihre Weiber und Diener wählen müssen; übrigens benützen die Großen nicht selten diesen Glauben, um verhaßte Gegner dem verstorbenen Quiteve als Hofleute nachzusenden. Die Wahl fällt jedoch nicht immer auf einen der Söhne des vorhergehenden Königs, da man nach einer alten Vorschrift sich bemüht, den würdigsten unter seinen Verwandten zu finden;

so setzte man, als zur Zeit meines Aufenthalts zu Sofala der Quiteve starb, einen Bruder desselben auf den Thron, obgleich mehr als dreißig theils rechtmäßige, theils natürliche Söhne vorhanden waren, weil der Bruder eine genaue Kenntniß der Regierungsgeschäfte und viele sonstige vorzügliche Eigenschaften besaß und auch die Frauen des verstorbenen Königs, welche bei der Thronfolge eine entscheidende Stimme haben, sich für ihn erklärten. Nachdem der todte Quiteve bei seinen Vorgängern begraben ist und die Leichenfeierlichkeiten vorüber sind, begibt sich am nächsten Morgen der Nachfolger in den Palast, wo er mit der Einwilligung der noch vorhandenen Frauen Besitz von demselben nimmt, sich dann mit ihnen hinter einen Vorhang zurückzieht und durch alle Straßen verkünden läßt, daß man ihm zu huldigen und Gehorsam zu schwören habe. Dieser Befehl verbreitet überall die größte Freude und man beeilt sich, demselben Folge zu leisten. Die Befehlshaber der Leibwache besetzen jetzt die Thüren des Palastes und gestatten nicht mehr Leuten den Zutritt, als der Vorstellungssaal faßt, um Gedräng und Verwirrung zu verhüten. Die Eingelassenen werfen sich auf die Kniee nieder und rutschen bis zu dem Throne, wo sie dem Könige Treue schwören, der sich fortwährend hinter dem Vorhange verborgen hält, und sich erst wieder sehen läßt, wenn die Anwesenden alle die Huldigung geleistet haben, alsdann aber kommt er hervor und jeder schlägt nach der Landessitte mit seinen Händen in die des Königs. Diese Förmlichkeit wiederholt sich und der Saal füllt sich fortwährend von neuem, bis die Huldigung vorüber ist, welche

gewöhnlich einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Am nächsten Tage sendet der König seine Boten nach allen Seiten, den Tod seines Vorgängers und seine eigene Thronbesteigung zu verkünden. Die Kaffern zeigen eine so tiefe Ehrfurcht gegen ihren Gebieter, daß sie bei einer Vorstellung weder ihm gerade gegenüber zu stehen, noch ins Gesicht zu schauen wagen, sondern ein wenig auf der Seite niederknieen und ihre Augen zu Boden schlagen; nur die Portugiesen haben das Vorrecht, stehend mit ihm zu sprechen, doch schlagen sie ihm ebenfalls, wie die Eingeborenen, in die Hände, um ihre Freude oder Zufriedenheit kund zu geben. Bei jeder Vorstellung läßt der König die Anwesenden mit Pombe, einem Getränke, von dem weiter unten die Rede sein wird, bewirthen und die Ablehnung desselben würde als die gröbste Beleidigung gelten und die Verurtheilung des Unhöflichen zu lebenslänglicher Sklaverei zur Folge haben.

Die große Anzahl von Söhnen, welche der Quiteve stets besitzt, macht die Thronfolge zweifelhaft, indem jede Frau sich alle Mühe gibt, ihren Liebling vorzuschieben, wodurch sehr oft Unruhen und Empörungen entstehen und viele unschuldige Leute, die gezwungen sind, sich der einen oder der andern Partei anzuschließen, zu Grunde gehen, weil jede Frau entweder durch ihre persönlichen Reize oder durch Versprechungen einen möglichst großen Anhang zu gewinnen sucht, um in den Palast einen ihrer Prinzen einzuführen, welche auswärts erzogen werden und nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß an dem Hofe erscheinen dürfen, denn sobald dieß einmal geschehen ist, kann

man ihnen nicht mehr verwehren, Schritte zu thun, um auf den Thron zu gelangen; versucht aber ein Prinz, sich mit Gewalt der Krone zu bemächtigten, so macht er sich des Hochverraths schuldig und kann, wenn er nicht den Sieg davon trägt, nie hoffen, zum Quiteve gewählt zu werden oder auch nur wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Wird der regierende König von einer unheilbaren Krankheit befallen oder hat er das Unheil, sich irgend einen entstellenden Schaden an einem Theile des Körpers zuzuziehen, so muß er der Krone entsagen, weil er alsdann für unwürdig gehalten wird, über andere zu herrschen. Gewöhnlich bezeichnet er in einem solchen Falle seinen Nachfolger und macht seinem Leben durch Gift ein Ende. Dieser Sitte folgte indessen keineswegs der zur Zeit meiner Anwesenheit regierende Quiteve, welchem ein Vorderzahn ausgefallen war; er ließ vielmehr seinen Unterthanen dieses Ereigniß mit dem Bedeuten verkünden, daß er sich ihnen dieses geringen Gebrechens wegen nicht entziehen, sondern so lange, als möglich sein Leben erhalten wolle, weil dieses nach seiner Ueberzeugung zu ihrem Wohle höchst nöthig sei; auch sprach er die Hoffnung aus, daß bald ein anderer Zahn an die Stelle des verlorenen treten werde. Unterdessen hatte jedoch eine Partei, welche an dem alten Gesetze festhalten zu müssen glaubte, schon einen Nachfolger gewählt; als dieser aber von dem Palaste Besitz ergreifen wollte, verwehrten ihm die Weiber des nicht anwesenden Königs, welche er vorher zu gewinnen versäumt hatte und die ihm deßhalb nicht hold waren, den Eingang; er griff deßhalb im Vertrauen auf seine Partei zu den Waffen, wurde

jedoch, als ihn der König als Hochverräther erklärte, von seinen Anhängern verlassen und mußte bei einem andern Volksstamme Zuflucht suchen. Ist ein König rechtmäßig gewählt und von den Weibern in den Palast aufgenommen, so wird zum Zeichen der Anerkennung der Bogen seines Vorgängers zerbrochen; alle Großen des Landes müssen dieser Feierlichkeit beiwohnen und bei dieser Gelegenheit werden die Mißliebigen dem verstorbenen Könige nachgeschickt, weßhalb die klügeren, welche ihr Loos ahnen, nicht erscheinen, sondern sich zur rechten Zeit durch die Flucht nach einem angrenzenden Lande zu retten suchen.

Der Quiteve hat nach einem alten Herkommen die Pflicht, jedes Jahr zum Andenken seiner Vorgänger ein großes Fest zu feiern. Zu diesem Zwecke begibt er sich mit seinem Hofe bei dem im September eintretenden Neumonde auf einen hohen Berg, wo sich in einem dichten Walde, Zimboe genannt,[1]) die Ruhestätte der Könige befindet, und eine große Volksmenge aus allen Theilen des Landes folgt ihm dahin. In dem Walde ist für ein Gelage, welches eine ganze Woche dauert, hinlänglich gesorgt und es wird in solchem Uebermaße geschmaust und getrunken, daß die meisten Theilnehmer an der Feierlichkeit besinnungslos umhertaumeln. Der König, welcher stets zum Trinken auffordert, sucht sich selbst als den besten

---

[1]) Die Grabstätte der Könige in dem Walde Zimboe ist wohl gleichbedeutend mit den Bauten im Reiche Butua, welche Symbaoe heißen und von denen weiter oben (Kap. 2) die Rede war.

Trinker zu bewähren und unterläßt überhaupt nichts, was zur Belustigung der Anwesenden beitragen kann. Gewöhnlich theilt sich die Gesellschaft in zwei Hälften, welche einen Scheinkampf gegen einander beginnen, in den sie ihre Pfeile mit großem Jubel und Geschrei in die Luft schießen. Ist es der einen Schlachtreihe gelungen, die andere zu durchbrechen, so mischen sich die Kämpfer zu einem wilden Tanze und wer am längsten aushält und den Platz behauptet, wird als Sieger anerkannt und erhält den für diese Heldenthat ausgesetzten Preis. Nach diesen Aeußerungen der Freude beginnt die Trauer und man zerfließt in Thränen, bis gewöhnlich am dritten Tage der prophetische Geist eines kafferischen Zauberers erwacht, welcher die Stimme des zuletzt verstorbenen Quiteve so vortrefflich nachzuahmen versteht, daß das Volk fest glaubt, die Seele desselben spreche aus ihm. Alle werfen sich vor ihm auf die Kniee und entfernen sich, nachdem er einige allgemeine Ermahnungen gegeben hat, ehrfurchtsvoll, um den König mit ihm allein zu lassen. Dieser bittet ihn nun, ihm die Zukunft zu enthüllen, und fragt ihn, ob das nächste Jahr Krieg oder Frieden bringt, ob er den Sieg über den Feind davon tragen oder ihm unterliegen wird und ob kein Aufstand der Unterthanen bevorsteht. Der Zauberer beantwortet nach einigen Gaukeleien diese Fragen und obgleich der Fragende weiß, daß die Vorhersagung nur Betrug ist, so stellt er sich doch gläubig, weil das geheimnißvolle Zwiegespräch sein Ansehen bei dem Volke erhöht, da dieses überzeugt ist, der Geist des früheren Quiteve setze sich bei dieser Gelegenheit mit dem regierenden in Verbindung und

gewähre ihm in allen Angelegenheiten seinen Rath und seinen Schutz.

Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß die Kaffern das wildeste und roheste Volk der Welt sind, denn sie leben, was die zum Seelenheile nöthigen Dinge betrifft, in der tiefsten Unwissenheit und haben weder irgend eine Religion, noch Tempel, noch Altäre, noch Opfer, noch zur Verrichtung eines Gottesdienstes bestimmte Priester, noch Bilder, die eine Gottheit vorstellen. Doch können sie in Folge des in jedem Menschen liegenden Naturtriebes die Ahnung nicht verläugnen, daß es ein höchstes Wesen gibt, von ihnen Molungo genannt, welches sowohl in dieser, als auch in jener Welt das Gute belohnt und das Böse bestraft. Sie träumen deßhalb von siebenundzwanzig Paradiesen, in welche die Seelen der Rechtschaffenen kommen, wo sie eben so viele Arten von Vergnügungen genießen, als sie auf der Welt gute Werke gethan haben; für die Gottlosen aber gibt es dreizehn Höllen, in welchen die Strafen den verübten Missethaten entsprechen. Diese Annahmen werden nur durch Ueberlieferung festgehalten und fortgepflanzt, denn die Kaffern zeigen nicht die geringste Lust, lesen und schreiben zu lernen. Nach ihrer Ansicht sind auch die Seelen der Thiere unsterblich und wohnen in einem besonderen Paradiese, wo jedoch die Seelen der Menschen mit ihnen verkehren und ihre Dienste in Anspruch nehmen können. Ueberhaupt haben sie von den Fähigkeiten der Thiere einen hohen Begriff, worüber man sich aber nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß sie täglich Gelegenheit haben den Elephanten und den Affen, zwei der klügsten Thiere,

zu beobachten. Von den Affen glauben sie sogar, daß sie früher vernünftige Menschen waren und nur aus Bosheit sich stumm stellen, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Obgleich nun aber diese Leute annehmen, daß es einen Gott gibt, so wollen sie ihn doch weder verehren, noch seine Hülfe anrufen, sondern richten ihre Bitten nur an ihren König, weil sie sich einbilden, dieser spreche mit den Seelen der Abgeschiedenen und könne auf diese Weise von dem Himmel Alles erbitten, was ihnen noth thue. Der König, welcher die Einfalt seiner Unterthanen auszubeuten versteht, gibt ihnen jedoch nur Gehör, wenn sie mit kostbaren Geschenken vor ihm erscheinen, wodurch sie oft ihrer ganzen Habe verlustig werden, ohne ihren Zweck zu erreichen. Oft werden Gebete im Namen des ganzen Volks an ihn gerichtet, indem man ihn anfleht, bei allzu lange dauernder Trockenheit Regen fallen lassen, oder zu heftigem Regen oder Sturme Einhalt zu thun. Der König, obgleich er sehr gut weiß, daß er dem Himmel nicht zu gebieten vermag, entläßt die Bittenden mit dem Versprechen, an sie denken zu wollen, und ermahnt sie, wenn die Erfüllung ihrer Wünsche ausbleibe, ihr Gesuch mit entsprechenden Geschenken zu wiederholen. Unterdessen ist nach dem Laufe der Natur Regen eingetroffen oder das stürmische und regnerische Wetter hat aufgehört, aber Niemand fällt es ein, diese Aenderung dem höchsten Wesen zuzuschreiben, sondern Jeder ist überzeugt, daß man sie dem Einflusse des Königs zu verdanken habe.

Einige der klügsten Leute unter den Kaffern, welche man fragte, wo sich nach ihrer Ansicht die

Seelen ihrer Stammgenossen, deren Leben fromm und tadellos gewesen sei, nach dem Tode befänden und ob sie im Himmel bei dem Molungo seien, erwiderten ernstlich, daß im Himmel nur allein Molungo throne, den Seelen der Gottesfürchtigen aber äußerst angenehme und liebliche Orte zum Aufenthalte angewiesen seien, wo seligeres Behagen und größerer Ueberfluß an Allem herrsche, als in dem fruchtbarsten und schönsten Lande dieser Erde. Man kann daraus schließen, daß viele dieser Wilden richtige, der wahren Religion entsprechende Begriffe von Gott und der Unsterblichkeit der Seele haben, überhaupt beobachten alle die wenigen religiösen Vorschriften, welche ihnen von ihren Vorfahren hinterlassen worden sind, mit der größten Gewissenhaftigkeit und sehen so strenge auf die Feier der Festtage, daß sie dadurch die meisten Christen beschämen, welche sie durch Arbeit oder gar durch Ausschweifungen entheiligen. Die Wilden tödten an diesen Tagen nicht einmal ein Thier zu ihrer Nahrung und wollen eben so wenig dulden, daß dieß in ihrem Gebiete von irgend einem Andern geschehe. Ein portugiesischer Kaufmann, welcher sich auf der Reise von Sofala nach Zimboe durch das schlechte Wetter genöthigt sah, mit seinen Leuten an einem Festtage in der Residenz des Quiteve Rast zu halten, und die strenge Vorschrift nicht kannte, ließ einen Ochsen für sich und seine Diener schlachten. Als der Quiteve durch die Spione, welche allenthalben aufgestellt sind, um sogleich über jeden Vorfall zu berichten, die Entheiligung des Festtages erfuhr, gerieth er in große Wuth und untersagte nicht nur dem Portugiesen und seinen Leuten bei Todesstrafe, von

dem geschlachteten Thiere zu essen, sondern befahl ferner zu ihrer Bestrafung, es so lange in ihrer Wohnung liegen zu lassen, bis der Musimo oder Gott, der durch die Mißachtung seines Festtages beleidigt worden sei, es verzehrt habe. Es mußte also in dem Zustande, in welchem es sich befand, als der Befehl eintraf, liegen bleiben und da die Eingeweide noch nicht herausgenommen waren, so verbreitete es einen solchen Gestank, daß der Kaufmann seine Wohnung verlassen wollte, aber auch diese Erleichterung wurde ihm eben so wenig gestattet, als die Bitte gewährt, ein anderes Thier zur nöthigen Nahrung schlachten zu dürfen. Der Versuch trotz des Verbotes sich auf diese Weise heimlich Speise zu verschaffen, wurde augenblicklich entdeckt und durch wiederholte Androhung der Todesstrafe hintertrieben. Eben so geringen Erfolg hatte die Uebersendung werthvoller Geschenke; sie wurden stolz zurückgewiesen und der Portugiese erhielt erst nach einigen Tagen, nachdem man ihn durch Einsperrung in die verpestete Wohnung hinlänglich bestraft glaubte, die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen. Der König wollte also lieber Gefahr laufen, durch das in Fäulniß übergegangene Thier in seiner Residenz eine Seuche zu verursachen, als von der Strenge des Gesetzes abweichen, und in dieser Beziehung könnte er manchem christlichen Fürsten, der die Entheiligung der Sonntage und Feiertage gleichgültig duldet, als Vorbild dienen.

Fünftes Kapitel.

Rechtspflege. — Mittel die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten zu entdecken. — Probe durch Gift, glühendes Eisen und bitteres Wasser. — Vollstreckung des Urtheils. — Kleidung der Kaffern. — Handwerke. — Vorliebe für die Jagd. — Strenge Jagdgesetze. — Klugheit eines Portugiesen bei Uebertretung derselben. — Verschiedene Art, das Wild zu jagen. — Schlangen. — Wohnungen, Hausgeräthe und Speise der Kaffern. — Getränke. — Aberglaube und Befragung der Zukunft. — Heirathen. — Kindererziehung. — Abgaben. — Eintreibung derselben.

Der Quiteve hält eine Leibwache von drei bis vier hundert Leuten, welche Inficis oder Henker heißen, und an den von ihm zum Tode Verdammten ohne Zögern das Urtheil zu vollziehen haben. Ihre Erscheinung verbreitet überall Schrecken und Jeder vermeidet, so weit es ihm möglich ist, ihnen zu begegnen, weil man nie gewiß sein kann, ob man nicht als Opfer ihres Auftrages oder ihres Zornes oder vielleicht gar eines Versehens von ihrer Seite fallen muß. Haben sie einen Hinrichtungsbefehl erhalten, so gehen sie in Schaaren um den Palast und schreien Inhama, inhama, wodurch sie andeuten wollen, daß irgend Jemand getödtet werden soll. Muß der Verurtheilte gehängt werden, so tragen sie einen langen Strick um den Hals und einen andern am Gürtel, sind sie aber mit einem Messer und einer Keule versehen, so haben sie dem zum Tode Bestimmten den Kopf abzuschneiden. Zuerst bemächtigen sie sich desselben mit Gewalt oder List und führen mit der Keule einen Streich nach seinem Kopfe, stürzt er von dem Schlage betäubt nieder, so werfen sie sich auf ihn und schneiden ihm die Kehle ab. Andere Hofdiener, welche Marombes heißen, halten sich zum

Theil ebenfalls in der Nähe des Palastes auf und feiern in Gesängen das Lob des Quiteve, indem sie ihn den Herrn der Sonne und des Mondes, den König der Erde, der Berge und der Wälder, den Besieger seiner Feinde, den größten Zauberer und Räuber und den großen Löwen nennen. Sie legen ihm auch die Namen anderer Thiere bei, was keine Beleidigung für ihn ist, wenn nur diese Thiere sich durch ihre Größe, Stärke und Wildheit auszeichnen. Die Marombes haben auch die Befehle der Regierung nach den verschiedenen Theilen des Landes zu bringen und in allen Orten, durch welche sie ihr Weg führt, beeifert sich Jeder, sie zu bewirthen und ihre Gunst durch Geschenke zu erlangen. Sehen sie irgend einen Gegenstand, der ihnen gefällt, so geben sie es durch eine Andeutung zu erkennen, und man schätzt sich in der Regel glücklich, ihrem Wunsche entsprechen zu können, doch finden sich auch manche Hartnäckige, welche ihr Eigenthum nicht freiwillig opfern, sondern nur der Gewalt weichen und sodann Klage gegen die Ungerechtigkeit der Beamten erheben. Es entstehen alsdann Rechtshändel, welche aber nicht nach unserer Weise geführt werden, deren Entscheidung im Gegentheil von einer eben so schwierigen als barbarischen Prüfung abhängt. Die Kaffern haben drei verschiedene Mittel die Wahrheit zu erforschen und die Schuld oder Unschuld festzustellen. Der Angeklagte muß nämlich entweder Gift nehmen, ohne daß es ihm Schaden zufügt, oder an einem glühenden Eisen lecken, ohne daß er sich die Zunge verbrennt, oder bitteres Wasser in großer Menge trinken, ohne daß es ihm irgend eine Unbequemlichkeit verursacht.

Die erste Probe Lucasse genannt, besteht darin, daß man den Angeklagten ein Gefäß, welches mit Gift gefüllt ist, völlig austrinken läßt, in der festen Ueberzeugung, daß das Gift ihm nicht schadet, wenn er unschuldig ist, ihn aber unfehlbar tödtet, wenn er das Verbrechen begangen hat, sollte er auch noch so hartnäckig läugnen. Gewöhnlich bekennt der Schuldige schon beim Anblicke des gefährlichen Trankes sein Verbrechen und kann dann der Strafe nicht entgehen, denn das Gesetz bestimmt, daß der Beleidigende, welcher seinen Gegner angeklagt und bei der Untersuchung eine falsche Aussage gegen ihn gemacht hat, nebst Weib und Kindern für immer in die Sclaverei des Unschuldigen geräth; diesem fällt auch die Hälfte seines Eigenthums zu, die andere aber dem Quiteve. Die zweite Probe, welche Xoqua heißt, wird durch ein glühendes Eisen versucht, welches man dem Leugnenden vorhält, um daran zu lecken; ist er unschuldig, sagt man, so wird ihm kein Leid geschehen, hat er das Verbrechen aber verübt, so wird er nicht nur die Zunge, sondern auch das ganze Gesicht verbrennen. Der Unglückliche zittert und schwitzt vor Angst schon bei dem Anblicke des aus dem Ofen gezogenen rothglühenden Eisens und überlegt einen Augenblick, ob er seine Lüge behaupten oder seine Schuld eingestehen soll, um eine Marter zu vermeiden, welche leicht den Muthigsten bewegen kann, zu bekennen, was er nicht verbrochen hat. Schmachvoll ist übrigens die Handlungsweise einiger Christen, welche dieses Mittel gegen ihre Sclaven anwenden, um ein Geständniß von ihnen zu erzwingen, und doch hat man Beispiele, daß Sclaven dreimal an dem glühen-

den Eisen geleckt haben, ohne sich zu beschädigen. Die dritte Probe, welche man Calao nennt, scheint weniger gefährlich und wird am häufigsten angewendet. Man kocht mehrere durch ihren bittern Geschmack bekannte Kräuter und befiehlt dem zu Prüfenden, den eckelhaften Trank auf einen Schluck in den Mund zu nehmen und ihn wieder auszuspuken; dieß gelingt jedoch nur dem Unschuldigen, während der Verbrecher erstickt, ohne sich von der Brühe befreien zu können, wie ich selbst einigemal gesehen habe. Man kann eine so wunderbare Wirkung nur Gott zuschreiben, welcher in seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit den unschuldig Angeklagten schützen, den Verbrecher aber nach Verdienst strafen will.

Die Kaffern haben im Allgemeinen angenehme Gesichtszüge und eine schöne Gestalt, entstellen sich aber durch die lächerliche Anordnung ihres Kopfputzes; sie flechten nämlich aus ihren Haaren drei Hörner auf der Stirne und an beiden Seiten des Kopfes und binden jedes, um es aufrecht zu erhalten mit Pflanzenfasern an einen Stock. Sie wollen dadurch, wie sie vorgeben, den männlichen Thieren nachahmen und was ihnen die Natur versagt hat, durch Kunst ersetzen, um sich von den Weibern zu unterscheiden, welche sich nicht mit Hörnern schmücken dürfen. Der Quiteve allein hat das Vorrecht, vier Hörner zu tragen, eines an der Stirne, zwei über den Ohren und eines im Nacken. In der Kleidung unterscheiden sich die verschiedenen Stände nur durch die besseren und schlechteren Stoffe, denn während der König und die Großen sich vom Gürtel bis zu den Knieen mit Schürzen von Seidenzeug bedecken, begnügen sich die

Aermeren mit Fellen von Affen oder andern Thieren, welche sie auf der Jagd tödten. Die Häuptlinge hängen, wenn sie in ihrem Schmucke erscheinen, Mäntel über die linke Schulter, und je weiter sie diese auf dem Boden nachziehen, desto größeres Ansehen glauben sie sich zu geben. Beinbekleidung verschmäht man in diesem Lande, und König und Volk ziehen nakte Füße vor, um in ihren Bewegungen weniger gehindert und besonders im schnellen Laufen auf der Jagd nicht aufgehalten zu sein, denn diesem Vergnügen waren sie stets leidenschaftlich ergeben, weil sie von Natur das Freie lieben und die Arbeit hassen, so daß sie, wenn sie durch das Wetter gezwungen sind, zu Hause zu bleiben, sich doch nicht nützlich beschäftigen, sondern lieber die Zeit mit Trinken, Singen und Tanzen vergeuden und die Sorge für das Haus und die Bestellung des Feldes den Weibern überlassen. Man findet deßhalb bei ihnen nur sehr wenige Handwerker und nur solche, welche durchaus unentbehrlich sind. Dazu gehören die Weber, welche die seidenen und wollenen Stoffe für die Schürzen und Mäntel verfertigen, und die Schmiede, welche für die Herstellung der Pfeile, der eisernen Keulen und überhaupt aller Waffen zu sorgen haben, welche im Kriege und auf der Jagd gebraucht werden. Sie gehen selten allein, sondern fast immer in Gesellschaft ihrer liebsten Freunde auf die Jagd, will aber der Quiteve sich dieses Vergnügen machen, so läßt er allen Unterthanen, welche in der Nähe des Ortes wohnen, wo er jagen will, den Befehl zugehen, das Gehölz, wo sich das Wild aufhält, ringsum einzuschließen. Vier bis fünf hundert Leute umstellen

dicht den Wald, während andere in denselben eindringen und durch Geschrei und Rütteln der Gebüsche die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln nach einer lichten Stelle treiben, wo der Quiteve mit seinem Hofe sie erwartet, um sie durch einen Hagel von Pfeilen zu tödten. Nur bei solchen Jagden und im Beisein des Quiteve darf man Löwen erlegen, denn unter allen seinen Titeln schmeichelt der Name „König der Löwen" ihm am meisten. Wer zu einer andern Zeit einen Löwen jagt, unterliegt, wer es auch sein mag, der Todesstrafe.

Rodriguez Lobo, ein zu Sofala lebender Portugiese, stand bei dem Quiteve in so hoher Gunst, daß er von diesem einen Theil der auf dem Sofalafluß liegenden Insel Maroupe [1]) zum Geschenk erhielt. Der Quiteve verfuhr eben so, wie andere Fürsten, wenn sie für einen Günstling eingenommen sind, und versäumte keine Gelegenheit, Lobo über alle andern Hofleute zu erheben, und erklärte ihn, da er ihm auf keine andere Weise mehr sein Wohlwollen bezeigen konnte, zu seinem Weibe, mit dem strengen Befehle an sämmtliche Unterthanen, ihm die einem solchen gebührende Ehren zu beweisen. Lobo, nicht besser, als andere Günstlinge, glaubte sich jetzt Alles erlauben zu dürfen und schoß, als er sich eines Tages nebst einigen Freunden mit der Jagd belustigte, einen Löwen nieder, obgleich ihm bekannt war, welche Strafe auf ein solches Vergehen gesetzt war. Da er auch, wie man sich leicht denken kann, sehr viele Feinde

[1]) Sie wird von keinem andern Reisenden genannt, liegt aber wahrscheinlich nicht weit oberhalb der portugiesischen Besitzungen in Sofala.

hatte, so hinterbrachte einer der Hofleute, dem der Günstling schon lange im Wege stand, dem Quiteve die Frevelthat und dieser schwur in seinem Zorne, den Thäter nach Gebühr zu züchtigen, um ein warnendes Beispiel seiner Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe zu geben. Der Portugiese, welcher bald einsah, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und fürchtete, daß es seinen Gegnern jetzt gelingen könne, ihn zu stürzen, ließ den todten Löwen in kostbare Zeuge einwickeln, schickte ihn dem Quiteve und ließ ihm sagen, Rodriguez Lobo, sein vielgeliebtes Weib, sei auf der Jagd diesem Thiere begegnet, welches ihn in seiner Wuth zerreißen zu wollen schien, da er aber mehr in seinem Gebieter lebe, als für sich selbst, so habe er diesem sein Leben erhalten wollen und von seinen Waffen Gebrauch gemacht; er glaube aber, den grimmigen Löwen dem Könige der Löwen übersenden zu müssen, damit dieser die That billige, die an und für sich unschuldig sei, die aber seine Unterthanen als ein Verbrechen auslegen könnten, woran er nicht im entferntesten gedacht habe. Die kluge Wendung, welche Lobo dieser Rede gab, überraschte den Quiteve so angenehm, daß er ihm sogleich antworten ließ, er möge sich über die Erlegung des Löwen beruhigen, da dieser seinem Leben hätte gefährlich werden können, auch sei ihm gestattet, fortan auf der ihm gehörenden Insel die seine Sicherheit bedrohenden Löwen seiner Rache oder seinem Vergnügen zu opfern. Zugleich ließ er einen Befehl bekannt machen, daß auch ferner bei Verlust des Lebens und des sämmtlichen Eigenthums Jedem verboten sei, in seiner Abwesenheit einen Löwen zu

tödten, mit Ausnahme Lobos, den er auch bei dieser Gelegenheit sein liebes Weib nannte. Die Höflinge klatschten, als sie diese unerwartete Wendung der Dinge sahen, der Weisheit des Königs Beifall und überschütteten den verhaßten Günstling mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien, wie es auch bei andern Völkern, welche weit über den Wilden zu stehen glauben, der Fall zu sein pflegt.

Die Kaffern bedienen sich nicht immer der Waffen, um die wilden Thiere zu jagen, sondern auch besonders gegen die größeren und stärkeren, deren Begegnung sie fürchten, der List, indem sie vier bis fünf Fuß tiefe und sieben bis acht Fuß lange Löcher, welche unten enger als oben sind, in die Erde graben und sie mit Baumzweigen und dürrem Laube bedecken. Die schwereren Thiere, wie die Tiger und Elephanten, fallen, wenn sie darüber gehen, hinein und beschädigen sich so schwer, daß sie sich nicht wieder zu erheben vermögen und in die Gewalt der Jäger gerathen, die sie entweder verhungern lassen oder mit Keulen und Speeren tödten. Zuweilen treibt man auch das Wild aus einem umstellten Gehölze in den Fluß, wo man von allen Seiten mit Pfeilen nach ihm schießt und es ohne Gefahr erlegt. Einen noch reicheren Fang macht man, wenn der Fluß seine Ufer übersteigt und die Thiere aus ihren Verstecken aus den niedrigen Gegenden nach den höheren zu flüchten zwingt; man besetzt in solchen Fällen die Hügel und empfängt die Flüchtlinge mit allen Arten von Geschossen. Merkwürdig ist, daß in solchen Fällen die Thiere ihre natürliche Wildheit verläugnen und einander nicht auffressen, sondern gemeinschaftlich

ihre Rettung versuchen und friedlich zusammen gehen, wie in der Arche Noahs. Ich befand mich einmal nebst meinem Gefährten Joao Madeyra bei einer solchen Jagd, wozu wir zu unserer Belustigung von dem oben erwähnten Lobo eingeladen waren, und sahen, wie man viele Thiere und darunter mehrere Eber, Tiger und Elephanten erlegte. Während die Jäger dem vor dem Geschrei erschrocken fliehenden Wild nachsetzten, fanden sie die zurückgelassenen Jungen eines Löwen und eines Tigers und machten sie uns zum Geschenke. Ich freute mich nicht wenig über den Besitz dieser schönen Thiere, welche ich zu zähmen gedachte, hatte aber bald Ursache, mein Vorhaben zu bereuen, denn die Tigerin, welche die Spur ihres Jungen gewittert hatte, schlich vier Nächte hindurch um unsere Wohnung, sprang mit fürchterlichem Geheule gegen unsere Thüren und Fenster und stellte erst ihren sehr beunruhigenden Besuch ein, als wir den jungen Tiger, welcher unterdessen gestorben war, auf das freie Feld warfen. Am folgenden Morgen sahen wir ihn nicht mehr, da ihn die Mutter wahrscheinlich in der Nacht fortgetragen hatte. Man muß überhaupt nicht nur, sobald es dunkelt, die Häuser gegen die hungrigen Thiere sorgfältig verschließen, sondern auch während des Tages, wenn man durch einsame Gegenden zu wandern hat, sehr auf seiner Hut sein, um der Gefahr zur rechten Zeit auszuweichen. Als wir eines Tages nach einer benachbarten Gemeinde gingen, kam uns ein Kaffer in vollem Laufe entgegen und rief uns zu, wir möchten unsere Schritte verdoppeln, um sechs Löwen auszuweichen, die er über den Fluß habe schwimmen sehen;

wir eilten auf einen nahen Hügel und gewahrten hier deutlich, wie die Thiere langsam durch das Thal zogen; sie kamen uns zwar nicht zu Gesicht, wir konnten aber in dem erstaunlich hohen Gras, welches sie verbarg, jede ihrer Bewegungen deutlich bemerken. Nicht selten hörten wir auch ganz in der Nähe Löwen und Tiger brüllen, wir setzten aber auf Gottes Beistand vertrauend muthig den eingeschlagenen Weg fort, um unsere Pflichten zu erfüllen. Besonders sind die Tiger begierig nach dem Fleische des Menschen, mag er lebendig oder todt sein; wittern sie auf den Friedhöfen eine in Fäulniß übergehende Leiche, so kommen sie des Nachts, um sie auszuscharren, weßhalb man die frischen Gräber mit schweren Steinen zu bedecken pflegt. Eines Morgens fand man auf dem Friedhofe bei Sofala einen todten Tiger auf einem Grabe, welcher nach vergeblicher Anstrengung, eine Leiche auszugraben, selbst vor Alter und Hunger zur Leiche geworden war. Ausser den Löwen, Tigern und Leoparden soll man in der Umgegend von Sofala auch merkwürdige Schlangen finden, Inhazaras genannt, [1]) welche an den vorderen Füßen vier und an den hinteren fünf Zehen haben; sie leben in Höhlen, wie die Kaninchen, aus welchen sie von Zeit zu Zeit hervorkommen, um Nahrung zu suchen. Da sie keine Zähne haben, so legen sie sich mit offenem Schlunde an einen Ameisenhaufen, bis sich eine bedeutende Anzahl dieser Insekten auf ihrer Zunge gesammelt hat

---

[1]) Es wäre eine undankbare Mühe, diese Schlangenart näher bestimmen zu wollen; wahrscheinlich ist eine Eidechsenart gemeint.

und es der Mühe werth ist, den Fang zu verschlucken. Da man nie eine Speise in dem Magen dieser Schlangen antrifft und die Gedärme nur mit Luft angefüllt sind, so hat man irrthümlich geglaubt, daß sie von der Luft leben, wie das Chamäleon.[1])

Da die Kaffern wie wir schon bemerkt haben, äußerst träg sind und meist von der Jagd leben, so suchen sie sich zu ihren Wohnplätzen entweder fruchtbare Gegenden, wo die Hirse ohne mühsamen Anbau gedeiht, oder bewaldete Strecken, welche hinreichendes Wild liefern, was jedoch nicht so leicht ist, da sie sich in Haufen von drei bis vier tausend Seelen zusammenhalten. Wollen sie ihren Wohnplatz verlassen, was nur aus sehr gewichtigen Gründen und auf den Rath ihres Häuptlings geschieht, so stecken sie ihre Hütten, welche aus Holz und Stroh erbaut sind, in Brand und machen sich nach einer andern Stelle, die sie, wo möglich, schon vorher ausgekundschaftet haben, auf den Weg. Die Männer tragen ihre Bogen und Pfeile und sonstigen Waffen, die Weiber aber das Hausgeräth, welches aus einem Kessel, worin sie ihre Hirse und ihren Reis kochen, und zwei Löffeln, einem größeren zum Ausschöpfen und einem kleineren zum Essen, besteht. Die Hütten sind nach der Ankunft an der bestimmten Stelle in einigen Tagen wieder aufgebaut und eingerichtet. Sie schlafen auf Binsen oder auf einer daraus geflochtenen Matte, welche sie bei empfindlicher Kälte an ein in der Mitte der Hütte

---

[1]) Daß dieses vierfüßige, zu dem Geschlechte der Eidechsen gehörende Thier ebenfalls von Insekten und nicht von der Luft lebt, ist bekannt.

angezündetes Feuer rücken, weßhalb sie gern in der Nähe eines Gehölzes wohnen, um den Brennstoff nicht in der Ferne holen zu müssen. Entstehen Streitigkeiten in einer solchen Gemeinde, so schlichtet sie der Häuptling, welcher von dem Quiteve ernannt ist und zugleich das Richteramt versieht, auf der Stelle und endgültig, denn nur sehr wichtige Rechtshändel können an den Hof gebracht werden, wo die Parteien, da man das schändliche Handwerk der Anwälte nicht kennt, selbst ihre Sache führen. Der König spricht, nachdem er den vorliegenden Fall genau untersucht und die Gründe und Gegengründe reiflich geprüft hat, das Urtheil, durch welches der Schuldige fast immer seine ganze Habe verliert, da die eine Hälfte derselben der Partei, welche obsiegt, die andere aber dem Richter zufällt.

So lange die Jagd genügendes Fleisch gewährt, verlangt der Kaffer keine andere Speise, reicht das Wild aber nicht mehr aus, so greifen sie auch nach verachteten Thieren und essen Affen, Katzen, Ratten und alle Arten Fische, zuletzt nehmen sie ihre Zuflucht zu Kräutern; Reis und Hirse sind ihnen indessen immer angenehm, da sie daraus ihre Getränke bereiten. Dieß geschieht auf eine sehr einfache Weise, indem man die Hirse und den Reis zwei bis drei Tage in Wasser einweicht, die aufgelöste Masse darauf einige Stunden ausrinnen läßt und sie dann in einem Mörser zu Brei zerstampft. Ist dieses geschehen, so setzt man einen Kessel auf das Feuer, füllt ihn bis zur Hälfte mit Wasser und wirft, wenn es siedet, allmälig eben so viel Reismehl als Hirseteig hinein, während man das Gemisch fleißig um-

rührt, bis es hinlänglich gekocht hat. Man läßt nun das Gebräu, welches Pombe heißt, erkalten und benützt die Trester als Speise. Das Pombe, welches man fast jeden Tag frisch braut, weil es schnell sauer wird, wirkt eben so berauschend, wie der Wein, und wird von den Kaffern bei Gelagen und bei sonstigen Festlichkeiten im Uebermaße genossen. Ein anderes Getränk bereiten sie aus gewissen Kräutern, welche sie trocknen und zerreiben; wollen sie Gebrauch davon machen, so nehmen sie das Pulver in den Mund und spülen es mit Wasser hinab, worauf sie einen ganzen Tag hindurch jeder andern Nahrung entbehren können.

Der Quiteve, welcher, wie bereits erzählt wurde, mehrere Titel führt, die für unsere Fürsten eine grobe Beleidigung sein würden, nennt sich auch Zauberer und ist auf diese Auszeichnung so stolz, daß keiner seiner Unterthanen es wagen darf, auf diesen Namen Anspruch zu machen. Er gewährt dieses Vorrecht nur zuweilen seinen liebsten Günstlingen und ertappt man einen andern armen Teufel, welcher sich mit Zauberei befaßt, so wird er ohne Barmherzigkeit bestraft. Jedem steht es frei, einen solchen Frevler ungestraft zu tödten oder zu seinem Sclaven zu machen; überhaupt ist es dem Verfolger erlaubt, seinen Gegner, der sich eines Verbrechens gegen ihn schuldig gemacht hat und vor dem Richter überwiesen und verurtheilt ist, wenn er ihn nicht tödten will, als Sclaven fortzuführen. Er nennt ihn fortan nicht mehr mit seinem Namen, sondern nach dem begangenen Verbrechen Dieb, Mörder oder Zauberer, um ihm stets seine Schuld ins Gedächtniß zu rufen

und ihn zu demüthigen. Obgleich man aber die Zauberer wie die gemeinsten Verbrecher verfolgt, so betrachten die Kaffern sie doch mit ehrfurchtsvoller Scheu, denn ihr Aberglaube ist so groß, daß sie fast kein Unternehmen, mag es ihre Feldarbeit, ihre Familienangelegenheiten, eine Reise oder noch geringfügigere Dinge betreffen, beginnen, ohne vorher einen Wahrsager oder das Loos zu befragen, ob es ihnen gelingen wird. Entspricht die Antwort ihren Wünschen, ist aber der Erfolg ein anderer, als sie erwarteten, so müssen es ihre Zauberer büßen, denen sie die gröbsten Beleidigungen sagen und alle mögliche Mißhandlungen zufügen. Um jeden Augenblick die Zukunft erforschen zu können, tragen sie stets kleine runde Holzstücke, welche in der Mitte durchbohrt sind, bei sich und bedienen sich ihrer, wie wir die Würfel gebrauchen, indem sie nach dem Wurfe die Zahl der oben befindlichen Löcher als Anhaltspunkt ihrer Vermuthungen nehmen. Obgleich die Wirklichkeit gewöhnlich von diesen gänzlich verschieden ist, so sind sie doch diesem Glücksspiele leidenschaftlich ergeben. Einige Kaffernstämme haben plumpe, aus Holz geschnittene Götzen, welche sie durch ihre Würfel, welche vor ihnen ausgeworfen werden, befragen; gefällt den Fragenden die Antwort nicht, so geben sie den Götzen Fußtritte und Ohrfeigen, bessert sich nun der Bescheid nicht, so rösten sie ihnen Hände und Füße mit einem Feuerbrande, nützt diese Drohung eben so wenig, so legen sie ihnen einen Strick um den Hals und tauchen sie bis über den Kopf ins Wasser, zeigen sie sich aber auch dann nicht gefälliger, so werden sie ohne Barmherzigkeit in Stücke zerschlagen.

Eben so abergläubisch beweisen sie sich bei ihren Heirathen und befragen vor Allem, ehe sie einen weiteren Schritt wagen, das Loos; fällt dieses günstig, so begeben sie sich zu den Eltern der Auserwählten, um über den Kaufpreis zu unterhandeln, welchen sie diesen zu bezahlen haben und der gewöhnlich in einer bestimmten Zahl von Rindern oder Schafen besteht. Ist der Handel abgeschlossen, so versammeln sich die Verwandten des Brautpaares in dem Hause der Braut, der Bräutigam aber sieht sich nach einem Manne um, der ihn dorthin zu tragen vermag, ohne ihn abzustellen oder auszuruhen; gelingt das nicht, so kann die Heirath an diesem Tage nicht stattfinden, sondern muß auf einen andern verschoben werden; vollbringt aber der Träger glücklich sein Geschäft, so wird die Hochzeit gefeiert und die Neuvermählten werden von den anwesenden Verwandten und Freunden mit Reis, Hirse und anderen Lebensmitteln beschenkt. Von jetzt an ist die Frau Sclavin des Mannes, welcher sie, da er sie gleich einer Waare erworben hat, wieder fortschicken und ihren Eltern zurückgeben kann, denen ebenfalls das Recht zusteht, sie an einen andern Mann zu verkaufen, der jedoch nicht von dem ersten, der sie zu verschmähen sich veranlaßt sah, abhängig sein darf. Manche Eltern, welche viele Töchter haben, bereichern sich auf diese Weise, indem sie dieselben nicht höher achten, als das Vieh, welches sie als Kaufpreis erhalten. Der Frau ist es jedoch nicht erlaubt, aus eigenem Antriebe den Mann zu verlassen und einen andern zu nehmen, auch darf sie nicht mehrere Männer zugleich haben, während diese so viele Weiber heirathen können, als

ihnen beliebt und sie ernähren können. Die Schönheit der Frauen wird nach ihrer mehr oder weniger glänzenden Schwärze beurtheilt und kein Kaffer wird sich dazu verstehen, ein Mädchen zu heirathen, welches weiße Augen oder weiße Augenbraunen oder einen lichten Fleck an irgend einem Theile des Körpers hat, weil sie glauben, daß solche unglückliche Geschöpfe von dem Teufel, den sie sich völlig weiß vorstellen, abstammen, und überhaupt nicht begreifen können, wie es kommt, daß ihre Weiber manchmal weiße Kinder zur Welt bringen. Uebrigens besaß Don Jeronimo Cotinho, ein portugiesischer Feldherr, ein Kaffernmädchen, über dessen Abstammung kein Zweifel obwalten konnte, mit völlig weißen Augen; er wollte es im Jahre 1600 mit sich nach Portugal nehmen, es starb aber auf der Reise, nachdem das Schiff schon an der Insel Helena vorüber gesegelt war.

Die Weiber mancher Kaffernstämme sind äußerst roh und halten sich, wenn ihre Schwangerschaft weit vorgerückt ist, gleich den wilden Thieren im Walde auf. Naht die Zeit ihrer Niederkunft, so zeigen sie, wie die Hündinnen, große Unruhe und laufen fortwährend an dem Gesträuche hin, um durch den Geruch desselben die Geburtsschmerzen zu erleichtern. Nach der Niederkunft eilen sie gleich nach einer Quelle oder einem Flusse, um sich und ihr neugeborenes Kind zu waschen, und begeben sich dann in ihre Hütte, wo sie ihre gewohnte Arbeit verrichten, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nicht selten bringen sie Zwillinge oder Drillinge zur Welt und da sie nicht im Stande sind, alle diese Kinder zu stillen, so hat Gott in seiner unerschöpflichen Güte geholfen,

indem er in diesem Theile der Erde die Männer eben so reichlich mit Milch versehen zu haben scheint, als die Weiber.[1]) Als Beweis führe ich einen in Sofala wohnenden Mann an, dessen Frau in den Wochen starb; der unglückliche Vater, welcher nicht reich genug war, eine Amme zu nehmen, unterzog sich selbst diesem Geschäfte und stillte sein Kind ein ganzes Jahr. Andere Fälle dieser Art sollen nicht selten in der Umgegend von Sofala vorkommen. Auch kannte ich auf der zwischen Sofala und Luabo liegenden Insel Inhaquea[2]) eine Frau, welche in ihrem sechzigsten Jahre ein Kind gebar und es stillte.[3]) Im Allgemeinen sind die Kaffern, so wenig sie in allen sonstigen Verhältnissen ihre Rohheit verläugnen, in der Ernährung und Erziehung ihrer Kinder äußerst sorgsam und zärtlich und sie bestreben sich sogar mit dem größten Eifer, einiges Eigenthum für sie zu erwerben, obgleich sie wissen, daß dieses ihnen von dem Quiteve, der unbeschränkter Gebieter über Gut und

---

[1]) Ist auch diese Erscheinung eben so wenig in dem Kafferlande, als anderwärts Regel, wie der gute Missionär annimmt, so darf man sie doch nicht läugnen und nicht zweifeln, daß der Trieb zu säugen an der Herbeiführung der Milch Antheil hat, während die mechanische Reizung des Säugens sie unterstützt, weßhalb selbst bei Männern durch ähnliche Umstände das Organ, welches sonst nur die Uebereinstimmung mit der Gattung ausdrückt, zum absondernden Organe erhoben werden kann; vgl. K. F. Burdachs Physiologie, Bd. III. S. 168.

[2]) Sie liegt am Ausflusse des Rio de Saro und auf ihr befindet sich noch jetzt eine portugiesische Niederlassung.

[3]) In nördlichen Gegenden kommen diese Fälle manchmal vor, in südlichen Ländern mögen sie weit seltener sein.

Leben seiner Unterthanen ist, jeden Augenblick genommen werden kann. Besitzt Jemand durch unermüdlichen Fleiß oder durch Glück im Handel mit den Portugiesen einiges Vermögen, so darf er, wenn er es nicht klug zu verbergen weiß, sicher erwarten, daß früher oder später irgend eine Anklage gegen ihn erhoben wird, welche jedenfalls zur Folge hat, daß er schuldig befunden wird und seine mühsam errungene Habe dem Könige zufällt, weßhalb sie auch gewöhnlich sagen, daß sie nicht für sich, sondern für den König arbeiten.

Außer dieser ungerechten Plünderung der Unterthanen fordert der Quiteve noch von allen Bewohnern seiner Länder und von den ihm zinspflichtigen Fürsten eine jährliche Abgabe. Sobald die Zeit der Steuererhebung gekommen ist, ernennt er vier Abgeordnete, welche insgesammt die Person des Königs vorstellen, von denen aber jeder einen besondern Ehrennamen führt. Sie gehören stets zu den angesehensten Großen des Reiches und werden alle mit der größten Achtung behandelt, besonders aber begegnet man dem ersten, welcher gewöhnlich ein Sohn des Königs ist, mit der tiefsten Ehrfurcht, er selbst aber beobachtet, um den seiner Würde entsprechenden Ernst zu behaupten, unter allen Verhältnissen ein fortwährendes Schweigen. Der zweite heißt Mund des Königs und hat die Befehle desselben vorzutragen und den Zweck seiner Sendung darzulegen. Der dritte, welcher das Auge des Königs genannt wird, hat die Aufgabe, sich Alles zu merken, was während der Gesandtschaft vorfällt, um nach der Heimkehr genauen Bericht zu erstatten; hauptsächlich muß er

auf die Geschenke, welche man empfängt, und auf die Beschaffenheit derselben ein wachsames Auge haben, damit sie nicht verwechselt und durch geringere ersetzt oder zum Theil unterschlagen werden. Der vierte nennt sich das Ohr des Königs und muß Alles hören, insbesondere hat er genau darauf zu achten, ob der Mund des Königs nicht mehr oder weniger spricht, als ihm aufgetragen ist, und ob er seinen Auftrag mit der gebührenden Feinheit und Würde vorbringt. Diese vier Abgeordnete, welche man Mutumes nennt, haben ein Gefolge von mehr als hundert Kaffern bei sich, welche hauptsächlich dazu dienen, die eingetriebenen Abgaben und Geschenke zu tragen. Nahen sie sich einer Stadt oder einem Dorfe, wo sie sich aufhalten wollen, so schicken sie einen Boten voraus, um den Befehlshaber von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, damit dieser ihnen entgegenkomme und die gebührenden Ehrenbezeigungen erweise, welche sich in der Regel darauf beschränken, daß er sie an dem Thore mit Musikanten und Tänzern empfängt, mit Trommelschlag und unter dem befohlenen Jauchzen der Bevölkerung nach seiner Wohnung führt und sie bis zu ihrer Abreise bewirthet. Die Kaffern, welche das Geleite bilden, ziehen voraus, aber in einem sehr einfachen und billigen Anzuge, indem sie auf dem Kopfe ein Büschel Hühnerfedern tragen, die jeder nach eigenem Belieben zu einem Schmucke ordnet; sodann folgen die Mutumes nach ihrem Range und zwar der vornehmste zuletzt, umgeben von den angesehensten Bewohnern des Orts.

Als die Mutumes zum ersten Male nach der Ankunft der Portugiesen zu Sofala in diese Stadt

einzogen und bei ihrer Annäherung mit dem Donner des Geschützes begrüßt wurden, geriethen sie, da sie von dem Blitze und Knalle getroffen zu werden glaubten, in nicht geringe Furcht und ersuchten den Befehlshaber, das Feuer einstellen zu lassen, weil einige Leute aus ihrem Gefolge vor Schrecken gestorben seien. Als sie sich von ihrem Erstaunen und ihrer Angst erholt hatten, wünschten sie die Geschütze zu sehen, wagten aber anfangs nur, sie aus der Ferne zu betrachten, später ließen sie sich auch bereden, die gefährlichen Werkzeuge zu berühren, auf keine Weise waren sie jedoch zu bewegen, sich den Kugeln zu nähern oder gar eine derselben anzugreifen, weil sie schon von der schrecklichen Wirkung derselben durch ihre in der Nähe der Festung wohnenden Landsleute unterrichtet waren. Während ihres Aufenthaltes an irgend einem Orte spricht man nur von ihrer Bewirthung und von Festlichkeiten, bis sie den Tribut, der dem Quiteve, ihrem Gebieter gebührt, mit höflichen Worten verlangen. Haben sie denselben erhalten, so werden sie mit derselben Feierlichkeit, die bei ihrem Einzuge statt fand, bei der Abreise bis zu dem Thore begleitet. Sobald sie das ihnen obliegende Geschäft überall besorgt haben, kehren sie an den Hof zurück, lassen die Abgaben an Reis und Hirse in die Vorrathshäuser des Königs bringen und statten diesem über Alles, was ihnen auf der Reise begegnet ist, Bericht ab. Die Kaffern müssen eine höhere Steuer entrichten, als die Portugiesen, denn die ersteren geben von zwanzig Theilen drei, die letzteren aber nur einen Theil ab. Die Abgeordneten müssen diesen Unterschied genau beobachten, denn wollten sie von

den ihnen eingeschärften Vorschriften abgehen, so würden sie von dem Quiteve eine schwere Strafe zu erwarten haben, während sie von demselben, wenn sie die ihnen gewordenen Aufträge richtig besorgen, eine entsprechende Belohnung erhalten.

Sechstes Kapitel.

Die Stämme der Mumbas und Muzimbas. — Ihre Grausamkeit. — Glücklicher Feldzug der Portugiesen gegen dieselben. — Niederlage des portugiesischen Befehlshabers von Sena. — Martertod eines Dominikanermönchs. — Wiederholte erfolglose Feldzüge gegen die Muzimbas. — Niederlage derselben durch die Kaffern. — Vergebliche Bemühungen, diese zum Christenthume zu bekehren. — Residenzen des Jesuitenordens in den portugiesischen Besitzungen Ostafrikas. — Der deutsche Missionär Moritz Thoman. — Seine Reise von Mazambique nach der Mission von Sena. — Die Festung Tangelane. — Die Residenzen Quilimane, Sena und Marangue. — Verhaftung aller dem Jesuitenorden angehörenden Missionäre. — Harte Behandlung derselben auf dem Transporte nach dem Hafen Tangelane. — Fahrt nach Mozambique und Aufenthalt daselbst.

Unter allen Wilden des östlichen Afrikas sind die jenseits der Festung Tete [1]) wohnenden Mumbas und Zimbas oder Muzimbas [2]) unstreitig die rohesten und grausamsten. Sie leben von Menschenfleisch und tödten unbarmherzig jeden Fremden, der ihnen

[1]) Von dieser portugiesischen Niederlassung am Zambese war schon weiter oben die Rede.

[2]) Wahrscheinlich gehören diese Stämme zu den Gallas, welche um die Zeit, in welcher sich Joao dos Santos zu Sofala befand, ihre Wanderung gegen Norden begannen und auch Habessinien verwüsteten, wie schon im ersten Bändchen dieser Abtheilung erzählt wurde; vgl. K. Ritter, Erdkunde, Bd. I. S. 140.

zu Land oder zu Wasser in den Weg kommt. Gelingt es ihnen nicht, einen Fang zu machen, so erschlagen sie ihre Sclaven oder alten Leute, die, wie sie sagen, doch nur den jüngeren hinderlich sind. Sie haben weder irgend eine Religion, noch Götzen, noch Priester und verehren keine andere Gottheit, als ihren Häuptling, der sich Herr des Himmels und der Erde nennt und selbst die feste Ueberzeugung hegt, daß er es wirklich ist, denn verlangt er Regen und es regnet nicht, oder verlangt er schönes und warmes Wetter und dieses bleibt schlecht und kalt, so geräth er in Wuth und schießt seine Pfeile gegen den Himmel, der ihm den erwarteten Gehorsam verweigert. Sein Ansehen läuft freilich dadurch Gefahr, denn die Unterthanen, welche ihm Geschenke gebracht haben und die Erfüllung ihrer Wünsche erwarten, fangen an seine Macht zu bezweifeln und stossen ihn endlich vom Throne, den er nach ihrer Ueberzeugung mit Unrecht in Besitz genommen hat, da er dem Himmel nicht zu gebieten vermag. Die Portugiesen, welche schon lange eine Gelegenheit suchten, sich ihres Handels wegen in dem von diesem barbarischen Volke eingenommenen Lande festzusetzen, wurden von einem an der Grenze wohnenden Kafferstamme, welcher von den Muzimbas mißhandelt und beraubt worden war, um Hülfe angerufen, worauf der Befehlshaber von Tete sogleich aufbrach, über den Zambese ging und gegen Chicarango, wo der Häuptling der Muzimbas seinen Sitz hatte, ohne Aufenthalt vorrückte. Die etwa sechs hundert Mann starke Besatzung vertheidigte sich tapfer, mußte sich aber endlich den Portugiesen, welche den Ort mit Sturm nahmen, über-

geben. Ueber dem Thore hingen unzählige Köpfe der Schlachtopfer, welche der grausame Häuptling schon gemordet hatte, der freie Platz um seine Wohnung war mit Menschenknochen gepflastert und in großen Ställen lagen gefesselte Neger und Negerinnen, welche allmälig geschlachtet werden sollten; man befreite die Unglücklichen, welche nur ihren Tod erwarteten, und brachte sie nach Tete. Der Häuptling entkam glücklich durch die Flucht, seine Vertheidiger aber wurden zu Sclaven gemacht.

Ein trauriges Ende dagegen nahm der zweite Feldzug gegen die listigen Muzimbas, welchen Andre de Santiago, der Befehlshaber von Sena, ebenfalls zur Vertheidigung eines unter dem Schutze der Portugiesen stehenden benachbarten Fürsten wagte. Er rückte zwar mit einer Schaar bewährter Leute und mit zwei Geschützen in das Land des Feindes, fand diesen aber in einer wohlangelegten Festung so stark verschanzt, daß er es nicht für klug hielt, einen Sturm von zweifelhaftem Erfolge zu versuchen, sondern sich damit begnügte, den Platz zu belagern und von Fernando de Chaves, dem Befehlshaber von Tete, welcher den ersten Sieg davon getragen hatte, Hülfe zu verlangen. Dieser brach auch sogleich mit einem Theile seiner Truppen auf, da sie aber ihre Gegner allzu gering schätzten und sich auf dem Marsche unvorsichtig zerstreuten, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden nach einer verzweifelten Gegenwehr bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die grausamen Wilden, nicht damit zufrieden, schnitten den Leichen alle Glieder ab und hielten sie auf den Wällen der Festung, in die sie sich während der Nacht zu schleichen

wußten, am folgenden Morgen triumphirend den bestürzten Belagerern entgegen; zugleich machten sie auf diese einen wüthenden Ausfall, zersprengten sie und ermordeten sie nach und nach an verschiedenen Orten. Andre de Santiago, welcher seine Leute zu sammeln und zum Widerstande anzufeuern suchte, war schon beim Beginne des Treffens gefallen. Bei dieser Gelegenheit fand auch der Vater Nicolaus de Rosario von Coimbra aus dem Orden des heiligen Dominikus, welcher sich bei den Truppen als Feldgeistlicher befand, seinen Tod auf eine so gräuliche Weise, daß man ihn wohl mit Recht als Martyrer betrachten kann. Die Unmenschen banden ihn an einen Baum, schnitten ihm, nachdem sie ihn auf die gemeinste und scheußlichste Weise mißhandelt hatten, Hände und Füße ab und machten ihn dann zum Ziele ihrer Pfeile und Wurfspieße. Der Häuptling legte die priesterliche Kleidung an und zog mit dem Kelche in der einen und seinem Speere in der andern Hand an der Spitze seiner Krieger, von denen jeder einige Stücke der erschlagenen Portugiesen trug, durch das Land und feierte seinen Sieg durch ein festliches Gelag, bei welchem das Fleisch der überwundenen Feinde unter großem Jubel verzehrt wurde. Dieß geschah im Jahre 1592.

Im folgenden Jahre wollte Don Pero de Sousa, Befehlshaber von Mozambique, die Niederlage seiner Landsleute rächen, gerieth aber ebenfalls in einer ihm unbekannten Gegend in einen Hinterhalt und vermochte sich kaum mit Aufopferung seiner Nachhut, seines Geschützes und des sämmtlichen Gepäckes zu retten. Durch diesen Verlust klüger und vorsichtiger

gemacht, sammelte er nun ein Heer von zweihundert Portugiesen und fünfzehnhundert Kaffern, um den Feind in seiner Festung, in welche er sich zurückgezogen hatte, aufzusuchen. Er griff sie von verschiedenen Seiten an, fand aber einen nachdrücklichen Widerstand, da die Belagerten den Platz mit unerwarteter Umsicht befestigt und sich durch eine starke Brustwehr gegen das Feuer des Geschützes gesichert hatten. Man versuchte einen allgemeinen Sturm und drang bis zu dem Festungsgraben vor, wurde aber hier mit siedenden Wasser und Oele empfangen, wodurch besonders die nakten Kaffern so empfindlich litten, daß der Feldherr sie nicht mehr bewegen konnte, die zur Ausfüllung des Grabens nöthigen Faschinen herbeizutragen, und den Befehl zum Rückzuge geben mußte. Er ließ nun an den folgenden Tagen Schanzen aufwerfen, welche die Brustwehr der Festung überragten, und von diesen ein so lebhaftes Feuer auf die Belagerten richten, daß sie sich alsbald gezwungen sahen, zu unterhandeln. Zugleich bedienten sie sich aber, um den Feind irre zu führen, einer wirklich von nicht gewöhnlicher Klugheit zeugenden List, indem sie angeblich von den Weibern zu Mozambique und Sena geschriebene Briefe in das Lager der Portugiesen zu bringen wußten, worin diese dringend aufgefordert wurden, nach Hause zu eilen, um ihre Angehörigen gegen die Wilden zu schützen, welche sich zum Angriffe der beiden Festungen rüsteten und sie in Brand zu stecken und zu plündern drohten. Pero de Sousa sah sich genöthigt, da seine Leute auf diese falsche Nachricht nicht mehr zurück zu halten waren, noch vor Abschluß des Vertrags die Belagerung aufzuheben

und eiligst den Rückmarsch anzutreten; die Muzimbas aber eilten ihren Gegnern, die sie zu ihrer nicht geringen Freude in unverzeihlicher Verwirrung abziehen sahen, alsbald nach, griffen die Nachhut in einem Engpasse an, metzelten sie nieder und kehrten mit den eroberten Kanonen und Waffen siegestrunken in ihre Festung zurück. Da sie aber während des letzten Feldzugs die Tapferkeit der Portugiesen hatten kennen lernen und die Fortsetzung des Krieges fürchteten, so schickten sie Gesandte nach Mozambique und baten um Frieden, welchen auch der Befehlshaber, da seine Streitkräfte zur Erneuerung des Kampfes nicht hinreichten, bereitwillig abschloß. Sie richteten nun ihre Aufmerksamkeit nach einer andern Seite und zogen fünfzehntausend Mann stark in nordöstlicher Richtung nach der Küste, welche sie in der Gegend von Quiloa erreichten. Sie beschlossen sogleich, diese von den Arabern besetzte reiche Handelsstadt zu erobern und zu plündern, was ihnen auch durch die Verrätherei eines Mohren, welcher sie durch eine seichte Stelle eines die Stadt von dem festen Lande trennenden Meeresarmes führte, vollständig gelang. Durch den Erfolg kühn gemacht, rückten sie vor Mombaça, zerstörten auch diesen Handelsplatz und griffen darauf Melinde an. Hier wurden sie aber von dem tapfern Kaffernstamme der Molsequeios vollständig geschlagen und dem Reste gelang es kaum, ihren Verfolgern zu entgehen und ihre Schlupfwinkel im Gebirge zu erreichen. —

Nachdem Joao dos Santos elf Jahre in Afrika gelebt hatte, wurde er im Jahre 1598 von seinen Obern nach Portugal zurückgerufen, die Erinnerung

an seine Gemeinde in Sofala verfolgte ihn aber allenthalben und er fühlte sich unglücklich, bis er im Jahre 1617 die Erlaubniß erhielt, zum zweiten Male nach seiner Mission zu gehen. Er gelangte auch glücklich nach Goa, erkrankte aber hier und starb im Jahre 1622, ohne den Schauplatz seines Wirkens wieder gesehen zu haben. Nach ihm versuchten noch mehrere Dominikanermönche, die weiter im Innern wohnenden Kaffern zur christlichen Religion zu bekehren, der Haß der Eingeborenen gegen die Portugiesen war aber ein zu mächtiges Hinderniß, als daß sie es hätten überwinden können. Nachdem einige ihren Tod bei den wildesten Stämmen gefunden, kehrten die übrigen nach der Heimath zurück oder beschränkten ihre geistlichen Verrichtungen auf die Gemeinden der von den Portugiesen besetzten Küstengegenden. Im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zog der Jesuitenorden die Küste Afrikas in den Bereich seiner Thätigkeit und stellte sie unter die Aufsicht des Provinzials von Goa. Es wurden überall bis zu den äußersten Punkten des von den portugiesischen Niederlassungen zu Sofala und Mozambique abhängigen Landstriches sogenannte Residenzen angelegt, worin sich die Ordensgenossen, welche von Zeit zu Zeit abgelöst wurden, unter dem Schutze der befreundeten Stämme und der nächsten Festungen aufhielten. Ueber das Leben und Wirken der Missionäre an diesem vorgeschobenen Posten gibt uns Moritz Thoman, ein deutscher Jesuit und einer der letzten seines Ordens, welche diese Gegenden besuchten, die zuverläßigste Auskunft. Am 19. April 1722 zu Langenargen am Bodensee an demselben

Tage, an welchem seine protestantischen Eltern zur katholischen Religion übergingen, geboren, widmete er sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien auf der Universität zu Innsbruck der Arzneiwissenschaft und ging dann auf Anrathen seiner Freunde nach Rom, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen. Die Schwierigkeiten, welche sich seinem Fortkommen in dieser Stadt entgegenstellten, und die Lust, fremde Länder zu sehen, bewogen ihn jedoch, als er hörte, daß man taugliche Leute als Missionäre nach Indien suche, in den Jesuitenorden zu treten. Er bestand seine Probejahre zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und wurde im Jahre 1752 mit mehreren Gefährten nach Lissabon geschickt, um sich nach Indien einzuschiffen. Die Fahrt nach Goa war eine sehr schnelle und glückliche und er bekam hier von dem Provinziale sogleich die Weisung, sich nach den Missionen der Jesuiten auf der Ostküste Afrikas zu begeben; auf der Reise nach Mozambique befiel ihn das viertägige Fieber, mit dem er lange Zeit zu kämpfen hatte und das seine Gesundheit längere Zeit untergrub. Ein fortwährend günstiger Wind führte ihn bald zum drittenmale über die Linie und sein Glück war, daß er nach einer ungewöhnlich schnellen Ueberfahrt von vierunddreißig Tagen am 8. März 1757 zu Mozambique ankam. Er wurde sogleich in das Jesuitencollegium gebracht und von seinen Ordensgenossen mit großer Liebe empfangen. Er besuchte vor Allem die Kirche, um Gott für die glückliche Erreichung seines Zieles zu danken, wurde aber hier so schwach, daß er mußte zu Bette gebracht werden. Das Fieber nahm nun so schnell zu, daß

er irre zu reden anfing und seine Ordensgenossen in große Sorge um ihn geriethen. Ein erfahrener Arzt wußte aber durch treffliche Mittel wenigstens auf einige Zeit die Krankheit zu bannen und ihn wieder so weit herzustellen, daß er zur Erfüllung seiner Berufspflichten schreiten konnte. Doch lassen wir ihn jetzt selbst sprechen.

Am 24. April, erzählt Thoman, bestieg ich das Fahrzeug, welches mich nach den Flüssen von Sena [1]) in die mir bestimmte Mission bringen sollte. Diese sogenannten Flüsse von Sena sind ein nicht unbedeutender Strich Landes, etwa so groß oder noch größer als Tyrol, welcher sich an den Ufern des Flusses Zambesi hinzieht und von dem Kaiser von Monomotapa längst an die Portugiesen gegen einen jährlichen Tribut abgetreten worden ist. Dieser Tribut besteht in einem rothen Sammetkissen, einem schönen Sessel und andern Kleinigkeiten; mit diesem schickt man ihm auch die Ablösung seiner aus fünfzehn bis zwanzig Mann gebildeten portugiesischen Leibwache und jeder, welcher dazu ausgewählt wird, schätzt sich glücklich, vor allen aber der Kapitän, denn sie werden reichlich belohnt, besonders wenn sie seiner schwarzen Majestät einige europäische oder asiatische Lieblingskleinigkeiten mitbringen. Die Reise war wegen der vielen auf dem ganzen Wege allenthalben zerstreuten und unbewohnten kleinen Inseln, Klippen und Sandbänke höchst gefährlich und für mich um so unange-

[1]) Sena heißt der Zambese (von Thoman stets Zambesi genannt) auf der Strecke, wo er aus dem Gebirge tritt und durch die am Fuße desselben liegende Ebene fließt.

nehmer, da mich das viertägige Fieber, obgleich nicht so heftig wie früher, wieder befiel. Der Wind war übrigens fortwährend sehr günstig und wir befanden uns schon nach zwölf Tagen auf der Höhe der Festung Tangelane,[1]) wo wir landen sollten. Gewöhnlich herrscht auf den Schiffen, wenn man den ersehnten Hafen erblickt, großes Frohlocken, hier ist aber das Gegentheil der Fall, da die Einfahrt mit der größten Gefahr verbunden ist. Das Wasser hat hier nämlich nur eine sehr geringe Tiefe und zwei Sandbänke liegen einander gegenüber, an welchen die Schiffe leicht stranden und dann durch die gewaltige Brandung in kurzer Zeit ohne alle Hoffnung, sich wieder losmachen und retten zu können, in Stücke zerschlagen werden. Das sonst so schöne und helle Meerwasser glich an dieser Stelle einer Kothlache und die Leute, welche uns von der Festung aus sahen und uns mit den üblichen Kanonenschüssen begrüßt hatten, fingen schon an für uns zu beten, wir liefen aber, obgleich wir dicht an einer der Sandbänke vorbeistreiften, am 6. Mai glücklich in den Hafen ein. Als der Missionär und Pfarrer des nächsten Ortes Quilimane von meiner Ankunft hörte, erschien er alsbald auf dem Schiffe und wir freuten uns herzlich einander wieder zu sehen, da wir schon zu Goa gute Freunde waren und gemeinschaftlich die Theologie studirt hatten. Er führte mich in seine Residenz und erwies mir alle mögliche Liebesbezeigungen. Hier muß ich

---

[1]) An der Mündung des Zambese nicht weit von der Stadt Quilimane, nach Thomans Bemerkung unter dem achtzehnten Grade südlicher Breite.

übrigens ein für allemal bemerken, daß man unter dem Ausdrucke Residenz keineswegs ein prächtiges Gebäude, sondern nur ein gewöhnliches und oft sehr erbärmliches von einem oder mehreren Missionären bewohntes Haus zu verstehen hat.

Der Pfarrer war zu derselben Zeit zum Visitator der ganzen Mission ernannt worden und mußte sich nach Sena, dem Hauptorte derselben, begeben; ich erhielt deßhalb den Auftrag, seine Stelle zu Quilimane bis zur Ablösung durch einen andern Missionär zu versehen. Diese Aufgabe war für mich eine sehr schwierige, da ich der Landessprache noch nicht kundig war. Das viertägige Fieber hatte mich zwar wieder verlassen, dafür aber ward ich bald darauf von einer schweren hitzigen Krankheit heimgesucht, die mich an allen fünf Sinnen angriff und meine Leibeskräfte gänzlich erschöpfte. Da an meinem Aufenthaltsorte weder ein Arzt wohnte, noch die nöthigen Heilmittel zu finden waren, so blieb mir nichts übrig, als mich der hier üblichen barbarischen Kur zu unterwerfen. Man setzte mich völlig entblößt auf einen durchlöcherten Sessel, bedeckte mich bis über den Kopf mit vielen Tüchern, stellte unter den Sessel einen großen mit heißem Wasser und Kräutern gefüllten Topf und ließ mich so schwitzen und schmachten. Einigemal hielt ich dieß aus, als ich aber keine Linderung verspürte, schritt ich zu einem Aderlasse und zu abführenden Mitteln, wodurch es mir auch gelang, meine Gesundheit so weit herzustellen, daß ich am Feste des heiligen Vaters Ignatius die Messe lesen konnte. An demselben Tage wurde ich von meinem Nachfolger abgelöst und obgleich noch sehr schwach

bestieg ich doch sogleich ein von zwölf Rudern getriebenes Schiffchen, welches mich mühsam den Zambesi hinauf nach Sena brachte. Sena ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und eines Generalvikars in geistlichen Sachen; die Dominikaner, welche hier eine Residenz haben, versehen die Pfarrei, die Augustiner, Franziskaner und barmherzigen Brüder kommen aber jährlich nur einmal dahin, um Almosen zu sammeln und sich zu erholen. Der Ort hat auch eine Festung, deren Mauern jedoch nur aus Ziegeln bestehen, die an der heißen Sonne gebrannt sind; sie reicht jedoch hin, um die Kaffern im Zaume zu halten, da diese keine Feuergewehre besitzen. Ich blieb in Sena als Gehülfe des Visitators beinahe ein ganzes Jahr, war aber während dieser Zeit fast immer krank oder doch unwohl, so daß ich Gott und seine Heiligen inständig bat, mir fünfzehn bis zwanzig Tage zu einer Erholung zu schenken. Indessen lag ich meinen geistlichen Verrichtungen ob und bestieg als Fastenprediger oft mit dem Fieber die Kanzel. Ich muß hier bemerken, daß an allen den Portugiesen gehörenden Orten in Asien und Afrika in portugiesischer Sprache gepredigt wird, denn die Sprachen der Mohren sind so verschieden, daß es nicht möglich ist, sie alle zu erlernen, außerdem sind sie sehr arm an Worten und insbesondere an solchen, welche zur Erklärung des katholischen Glaubens nothwendig sind. Die Portugiesen erlernen von den Sprachen der Mohren nicht mehr, als unumgänglich nothwendig ist, um mit ihnen handeln zu können und in dem Verkehre nicht hintergangen zu werden; die guten Mohren, welche mit den Portugiesen oder andern Europäern umgehen

wollen, sind also gezwungen, die Sprache derselben zu erlernen; wo dieß nicht geschieht, muß man seine Zuflucht zu einem Dolmetscher nehmen.

Da alle Mittel, meine Gesundheit wieder zu erlangen, fruchtlos blieben, schickte mich der gütige Pater Visitator im Mai 1759 nach Tete, dem äußersten Orte, welchen die Portugiesen in Monomotapa besitzen, weil die Luft dort gesünder ist. Ich fand die Residenz daselbst in vollständiger Unordnung und verwüstet und nicht einmal einen Menschen, um das nöthige Brod zu backen, so daß ich mich gezwungen sah, einen portugiesischen Herrn um solches anzusprechen. Mein Vorfahrer hatte durch seine zu große Strenge alle Dienstleute und Sclaven der Residenz vertrieben, doch kamen sie bald zurück, als sie hörten, daß ich von sanfterem Betragen sei, und wir lebten ganz vergnügt mit einander. Ich erholte mich schon nach kurzer Zeit und hatte bereits, da allmälig meine Kräfte zunahmen, in der Residenz Alles in guten Stand gebracht, als ich den Befehl erhielt, mich nebst einem andern Ordensgenossen, einem Genuesen, nach der eine halbe Tagreise entfernten Station Marangue [1]) zu begeben. Auch hier traf ich Alles in Verwirrung und nicht einen einzigen Dienstboten, selbst der Muchasambo, wie man den Vorsteher der Mohren nennt, hatte die Flucht ergriffen. Marangue liegt in einer Einöde, wohin sich selten ein Europäer verirrt und die nur von Mohren und wilden Thieren bewohnt wird, ich gewöhnte mich jedoch

---

[1]) Sie liegt südlich von Tete am Ufer des Zambese, wie weiter unten bemerkt wird.

bald so sehr an diesen Anblick, daß ich es kaum der Mühe werth hielt, nach den Elephanten zu sehen, welche in großen Heerden an meiner Residenz vorüberzogen, welche übrigens gegen dieselben durch eine gut gebaute Ringmauer geschützt war. Ich lebte hier vergnügt und gesund und machte Anstalten, die Sklaven der Residenz, die mein Vorfahrer, ein Deutscher aus Olmütz, durch seine Schärfe verjagt hatte, wieder zu sammeln; auch nahm ich die zur Residenz gehörenden Güter in Augenschein und setzte mich in die Lage, der mir anvertrauten Gemeinde mit Nutzen vorzustehen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß alle meine Hoffnungen für die Zukunft vernichtete.

Ich war am 7. September mit meinem Gefährten nach Tete gegangen, wohin uns der dortige Missionär, einer unserer besten Freunde, eingeladen hatte, um das Mariageburtfest feierlich zu begehen, und trotz meinem Vorhaben, sogleich wieder nach Hause zurückzukehren, auf die dringenden Bitten des Missionärs und einiger zu Tete wohnenden Portugiesen bis zum folgenden Tage geblieben. Wir drei Jesuiten hatten uns eben von einem vergnügten Mittagsmale erhoben und waren zu unserer Unterhaltung in einem lebhaften theologischen Streite über die Erbsünde begriffen, als der Befehlshaber des Ortes und mehrere Beamte, von einer zahlreichen weißen und schwarzen Mannschaft begleitet, in die Residenz kamen; wir empfingen den allerdings auffallenden Besuch, ohne jedoch etwas Unangenehmes zu ahnen, und führten die Herrn in einen Saal. Nach einem kurzen Gespräche erhob sich der Befehlshaber und verkündete uns mit sichtbarer Verlegenheit und, da er stets

uns gewogen war, mit Thränen in den Augen, daß wir nach einem gemessenen, höchst strengen Befehle des Königs von Portugal als Staatsgefangene ergriffen und in den Kerker der Festung geworfen werden sollten und zwar in solcher Eile und so schonungslos, daß uns nicht einmal vergönnt werden könne, vorher auf unser Zimmer zu gehen, um unser Brevier zu holen. Wir wurden nun sogleich, wie wir gingen und stunden, von der bewaffneten Mannschaft in die Festung geführt und in einen finstern, von Ungeziefer wimmelnden Kerker, worin zuvor einige schwarze Missethäter gelegen hatten, geworfen und Tag und Nacht von Bewaffneten scharf bewacht. Auf unsere Frage, weßhalb man eine so schwere Strafe über uns verhänge, erhielten wir zur Antwort, daß wir zwar selbst unschuldig seien, aber unsere Brüder in Portugal dem Könige nach dem Leben getrachtet und viele andere Missethaten begangen hätten, die dem ganzen Orden zur Last fielen und wie eine Erbsünde auch an uns hafteten. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Nachricht uns wie ein Donnerschlag traf; meine beiden Gefährten brachen in heiße Thränen aus, da sie jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß wir von dem höchsten Ansehen und den größten Ehren auf einmal in Elend, Schande und Spott gestürzt worden waren, ich dagegen war nicht so glücklich, mein Herz durch Thränen erleichtern zu können. Uebrigens besuchten uns der Befehlshaber und andere Herren, sowie auch die hier wohnenden Dominikaner öfter, um uns Trost zuzusprechen und Unterhaltung zu verschaffen.

Unter den Leuten der Besatzung befand sich ein

portugiesischer Offizier, welcher sich, obgleich er früher zu Goa aus der Gesellschaft Jesu ausgestoßen worden war, allgemein als ein sehr guter Freund und eifriger Beschützer derselben galt, weßhalb ihn, da er als ein tapferer Soldat geehrt und gefürchtet war, der Befehlshaber zur Zeit unserer Gefangennehmung unter dem Vorwande eines Feldzuges gegen einen Häuptling der Kaffern nach einem entlegenen Orte geschickt, jedoch nachdem wir in sichern Gewahrsam gebracht worden waren, wieder zurück gerufen hatte. Er leistete uns häufig Gesellschaft und erbot sich, uns Mittel und Wege zur Flucht zu zeigen, die ihm auch wirklich zu Gebot standen, denn er hatte, da er wegen eines ihm angeschuldigten Todschlages in Sorgen stand, bei der ihm übertragenen Ausbesserung der Festung, einen verborgenen Gang angelegt, um durch denselben, wenn er etwa gefangen gesetzt würde, entwischen zu können. Eben so stellten uns die Hauptleute der Schwarzen, sowohl zu Tete, als auch zu Marangue, welche uns besuchen durften, Blut und Leben zu unserer Befreiung zur Verfügung, wir lehnten jedoch jedes Anerbieten ab und erwiederten stets, daß wir der sicheren Hoffnung lebten, die Angelegenheit werde sich zu unserer Genugthuung entscheiden und mit einer ehrenvollen Wiedereinsetzung in unsere Stellen enden. Hätten wir nicht dieses vorsichtige Benehmen beobachtet, so wäre es ohne Zweifel zu blutigen Auftritten gekommen, denn meine Kaffern von Marangue waren besonders fürchterliche und sehr tapfere Leute; überhaupt sind die Mohren immer zum Aufruhre und zum Kriege bereit, weil sich ihnen dadurch Gelegenheit bietet, zu stehlen und zu plündern, und sie würden

gewiß am liebsten über die Europäer hergefallen sein. Der Befehlshaber wußte dieß sehr wohl und hatte, um einen Aufstand zu verhindern, vor unserer Einkerkerung alle in den Missionshäusern befindliche Waffen unter dem Vorwande, daß sie zu einem bevorstehenden Kriege nöthig seien, hinwegnehmen lassen. Was würden wir aber durch einen Aufstand oder durch die Flucht gewonnen haben? Wir hätten gleich den Wilden in den Einöden und Wäldern umherirren und uns mühsam durch die elendeste Nahrung gegen den Hungertod schützen müssen; nach Europa oder nach einem andern nicht portugiesischen Lande zu entkommen, wäre unmöglich gewesen, denn wie hätten unbewaffnete Leute ohne Geld und Geldeswerth eben so ungeheuere als unbekannte und öde oder von wilden Menschen und reißenden Thieren besetzte Strecken durchziehen können? Es war deßhalb auch überflüßig, uns so strenge zu bewachen, da die Flucht für uns ein noch weit ärgeres Uebel, als der abscheulichste Kerker gewesen wäre; wenigstens konnten wir auf diese Weise unser armseliges Leben retten und uns schmeicheln, daß das heftige Ungewitter der Verfolgung sich allmälig legen würde.

Nachdem wir acht Tage im Kerker zu Tete geschmachtet, wurden wir herausgezogen, auf ein kleines Ruderschiff gesetzt und unter der Bedeckung eines Offiziers mit einiger Mannschaft den Fluß Zambesi hinunter nach Sena geführt. Am ersten Abende landeten wir bei meiner Residenz Marangue, es ward uns aber nicht gestattet, in derselben zu übernachten, sondern wir mußten unter einem Zelte am Ufer bleiben, vor der Abreise erhielten wir jedoch die Erlaub-

niß, uns nach unserer früheren Wohnung zu begeben, um einige nöthige Kleidungsstücke zu holen. Hier war bereits alles drunter und drüber gekehrt, wir mußten aber dulden, schweigen und gehen. Mein treuer Diener, der mit mir aus Asien gekommen war und mich sehr liebte, rührte mein Herz nicht wenig, da ich ihn in Thränen über mein so großes Unglück verlassen mußte, man gestattete mir jedoch gnädig, einen schwarzen Knaben zu meiner Bedienung mitzunehmen. Nach einer Fahrt von acht Tagen gelangten wir nach Sena, wo wir von dem Befehlshaber noch weit schärfer behandelt und in einen finstern Kerker geworfen wurden, in welchem uns Niemand besuchen durfte. So saßen wir jetzt als Gefangene an einem Orte, der noch vor Kurzem die Hauptresidenz unserer Mission war und wo wir im größten Ansehen standen. Wir wurden hier von einem Offiziere bewacht, der uns nach einer Woche auf einem kleinen Fahrzeuge weiter brachte; er hielt uns sehr hart und wollte uns nie allein lassen, besonders hatte er auf mich ein wachsames Auge, ohne daß ich mir die Ursache dieses Verfahrens zu erklären vermochte. Das Nachtlager wurde jedesmal am Ufer des Zambesi aufgeschlagen, obgleich wir einmal in unserer Residenz Kaja[1]) bequem hätten ausruhen können und wir ein anderes Mal durch den von einem heftigen Winde aufgetriebenen Sand beinahe erstickt wären. Nach einiger Zeit wurden wir an der Stelle, wo sich der Zambesi in zwei Arme theilt, einem andern Offiziere, einem guten, beschei-

---

[1]) Man findet nichts Näheres über diesen Ort.

denen Manne übergeben, der uns nach Quilimane lieferte. Da die Festung zwei Stunden von diesem Orte entfernt und fast ganz zerfallen war, so sollten wir daselbst nach der Verfügung des Gouverneurs von Sena auf ein vor Anker liegendes Schiff gebracht werden, der Befehlshaber von Quilimane aber, welcher menschlicher war, wies uns die hier befindliche Jesuitenresidenz als Wohnung an und ließ uns nur zum Scheine bewachen. Dieß war für uns, da schon drei Jesuiten hier gefangen saßen, in unserer Bedrängniß eine nicht geringe Linderung, denn wir konnten einander trösten und einer dem andern in seinen Angelegenheiten beispringen. Der Befehlshaber, welcher auch früher unserem Orden gewogen war, sagte uns unverholen, wenn einer oder der andere von uns davonginge, wozu sich täglich Gelegenheit bot, so bliebe ihm selbst kein anderes Mittel, seinen Kopf zu retten, als die schleunigste Flucht. Vom Gouverneur folgte eine Weisung nach der andern, uns auf ein Schiff zu bringen, der Commandant gab aber stets zur Antwort, er habe keinen andern Befehl, als uns sicher nach Mozambique zu schicken; auch wäre die Unbequemlichkeit auf dem Schiffe gar zu groß sowohl für uns und unsere Wächter, als auch für die Leute, welche uns zu verpflegen hätten.

Wir waren in Quilimane vom dritten Oktober bis zum ersten November, welcher letztere für die Schiffe dieses Hafens die gewöhnliche Zeit der Abfahrt nach Mozambique ist. Am Feste aller Heiligen durfte einer von uns die Messe lesen und den übrigen das Abendmahl reichen, eine Erlaubniß, die uns zum erstenmale seit unserer Gefangennehmung zu Theil

wurde. Es war für uns Priester eine herzbrechende Sache, unsere Kirche, die nur einen Flintenschuß von unserem Aufenthaltsorte lag, vor Augen zu sehen und doch keine Messe lesen zu können. Der Commandant durfte dieß nicht erlauben, aber auf einen ausdrücklichen Befehl sowohl des Königs als auch des Bischofs müßen alle das Abendmahl nehmen, ehe sie sich aus diesem höchst gefährlichen Hafen, wo so viele Schiffe zu Grund gehen, auf das hohe Meer wagen. Um sich gegen die stets drohende Gefahr möglichst zu sichern, hat man nothwendig mehrere Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Vor Allem muß man die Zeit des neuen Lichtes oder des Vollmondes wählen, weil alsdann die Tiefe des Wassers fünf bis sechs Spannen mehr beträgt und man dadurch gegen die Sandbänke gesichert ist, ferner muß man zum Auslaufen die Ebbe und zum Einlaufen die Fluth, welche genau von sechs zu sechs Stunden erfolgt, beobachten, weil das Schiff alsdann von dem strömenden Wasser fortgetrieben wird, endlich muß man einen dem Laufe des Schiffes günstigen Wind zu benützen suchen. Am 2. November fuhren wir hinaus bis zur Festung Tangelane, wo der Zambesi sich in das Meer ergießt, und wir lagen hier noch vor Anker, als ein Schiff, das unter der Bedeckung des unsrigen segeln sollte, sich vermessen hinaus wagte, da aber der Wind zu schwach war, so stieß es, von der Gewalt der Strömung getrieben, vor unsern Augen mit solcher Heftigkeit auf eine Sandbank, daß es sich in zwei Theile spaltete und in demselben Augenblicke verschwand; man schickte zwar sogleich ein mit acht bis zehn Ruderern besetztes Boot hinaus, um

ihm Hülfe zu leisten, aber vergebens, denn man sah keine Spur mehr davon. Am folgenden Tage, als wir, um ein gleiches Schicksal zu vermeiden, in den Hafen zurückfuhren, begegneten wir dem ohne Steuer und Ruder dahertreibenden Boote des gescheiterten Schiffes. Später hörten wir, daß es vier Matrosen gelang, sich durch Schwimmen zu retten, und einige schwarze Buben und Mädchen von der Fluth ans Gestade geworfen wurden, alle übrigen waren elend zu Grunde gegangen. Auch drei von uns sechs gefangenen Jesuiten sollten nach einem später widerrufenen Befehle die Reise auf dem verunglückten Schiffe machen, Gott hatte es aber nicht gewollt und sie einem andern Schicksale vorbehalten.

Wir erwarteten nun in dem Hafen, wo wir sicher vor Anker lagen, den nächsten Mondswechsel und gelangten dann, nachdem wir in großer Angst am 22. November an den Sandbänken vorüber gesteuert waren, glücklich in das offene Meer, aber auch dieses ist hier sehr gefährlich und man muß Tag und Nacht in Furcht schweben wegen der umher zerstreuten Klippen und Sandbänke, die dicht unter der Oberfläche des Wassers verborgen liegen. Eine andere Unbequemlichkeit war das stinkende Trinkwasser, womit wir uns behelfen mußten und welches uns noch eckelhafter erschien, da wir wußten, aus welcher unreinen Pfütze man es geschöpft hatte. Als Labsal gab uns der Kapitän manchmal ein Gläschen Wein, obgleich dieser auf dem Meere und besonders in dieser Weltgegend sehr theuer ist, auch dauerte die Fahrt nur zwölf Tage und wir erreichten am 2. Dezember Mozambique. Der Gouverneur ließ uns sechs Je-

suiten in der Mitte bewaffneter Soldaten auf die Festung bringen und in einen Kerker setzen, worin sich schon ein anderer Ordensbruder befand. Da mit Ausnahme der Fische hier alles erstaunlich theuer ist, so wurden jedem von uns zwei Gulden zu seinem täglichen Unterhalte ausgesetzt, wir sahen aber nichts von dem Gelde, da unser Kostherr es einnahm. Uebrigens waren der Gouverneur, der Platzkapitän und der Adjutant uns sehr gewogen und man erlaubte uns, in einer auf dem Festungswalle erbauten Kapelle, wo ein sehr wunderthätiges Mariabild verehrt wird, die Messe zu lesen, welcher aber Niemand als der Platzkapitän und der Adjutant beiwohnen durften. Diese beide Herren dienten uns auch bei der Messe, weil es aber für sie zu beschwerlich gewesen wäre, uns sieben zu dienen, so konnten wir nie alle die Messe lesen. Später mußten wir dieß in der Festungskirche thun, aber auf Befehl des Gouverneurs bei verschlossenen Thüren, da wir ihm jedoch vorstellten, daß das gemeine Volk uns auf diese Weise für excommunicirt halten würde, so wurde der strenge Befehl sogleich wieder zurückgenommen. Der Platzkapitän hatte indessen, ich weiß nicht, wodurch, Verdacht erregt und durfte nicht mehr mit uns umgehen; er war ein frommer und gerechter Mann und erwies uns viel Gutes.

Die große Hitze, der Gestank des Kerkers und der Mangel des nöthigen Schlafes (weil die vor der Thüre stehende Wache beständig einer andern weit entfernten zurief: „Wach, wach wohl!") waren Ursache, daß vier von uns erkrankten, ich aber am heftigsten von einem hitzigen Fieber ergriffen ward. Ein unge-

schickter Wundarzt (ein anderer Arzt wurde uns nicht gestattet) brachte mich durch ein heftiges Abführungsmittel vollends um meine Kräfte, um mein Gesicht und beinahe um das Leben. Man hatte mich bereits mit der letzten Wegzehrung versehen, als ich mich wieder ein wenig erholte, doch ward ich bald darauf von einem jämmerlichen Zustande befallen. Jedes laut gesprochene Wort that mir wehe und verwirrte mir den Kopf, Schrecken ergriff mich und ich zitterte am ganzen Leibe; nachdem sich diese Erscheinung einigemal wiederholt hatte, fiel ich endlich in eine Ohnmacht, in der ich kein Zeichen des Lebens mehr gab. Der eilends gerufene Wundarzt sagte, daß es nur möglich wäre, mich wieder durch Rußgeist[1]) ins Leben zu bringen, und entfernte sich sogleich, um denselben zu suchen. Zufällig war damals ein französisches Schiff beim Einlaufen in den Hafen elend gescheitert, doch gelang es, da das Schiff nur einen guten Flintenschuß weit vom Strande auf einer Felsenspitze unbeweglich festhing, die ganze Ladung zu bergen. In der Apotheke dieses Schiffes fand der Wundarzt den gesuchten Geist und einige Tropfen desselben, womit er mir die Schläfe, die Nase und andere Theile des Körpers bestrich, erweckten mich aus dem todähnlichen Schlafe. Nach und nach erlangte ich die verlorene Gesundheit wieder, doch blieb mir eine Geschwulst auf dem ganzen Leibe zurück, die ich erst später auf der Fahrt nach Goa verlor.

---

[1]) Spiritus fuliginis, eine mit Weingeist aus dem Ruße ausgezogene Tinktur, welche, wie es scheint, jetzt nicht mehr in der angegebenen Weise angewendet, sondern nur noch verschiedenen Salben beigemischt wird.

Im Jahre 1760 brachte ein englisches Schiff die Nachricht nach Goa, der König von Portugal und sein Minister Sebastian Joseph Carvalho seien gestorben, worauf der Vizekönig von Indien, Graf von Ega, der den Jesuiten nicht abgeneigt war, sogleich das Schicksal derselben erleichterte und ihnen, obgleich sie noch immer als Staatsgefangene behandelt wurden, erlaubte, frei umher zu gehen, da er vermuthetete, ihre Lage würde sich durch den doppelten Todesfall gänzlich ändern. Auch der Gouverneur von Mozambique milderte, als er durch ein um Ostern desselben Jahres von Goa gekommenes Schiff das Benehmen des Vizekönigs erfuhr, seine Strenge und ließ uns aus dem Kerker nach einer in der Kanzlei befindlichen und aus einem großen Zimmer und einem Nebengemache bestehenden Wohnung bringen, wo wir eine schöne Aussicht genoßen; auch erlaubte er uns, unter Begleitung des Adjutanten auf dem Walle der Festung spazieren zu gehen. Durch diese Begünstigung erholten wir uns bald wieder und lebten der sichern Hoffnung, das nächste aus Indien eintreffende Fahrzeug werde uns die frohe Kunde von dem Ende unserer Verfolgnng bringen. Am 30. Juli lief der heilige Franz von Paula, ein unmittelbar aus Portugal kommendes Schiff, in den Hafen ein, brachte aber statt der sehnlichst gehofften Nachricht, den schärfsten königlichen Befehl, alle Jesuiten, die in Asien und Afrika aufgefangen werden könnten, als Staatsgefangene nach Portugal zu liefern. Wir mußten uns also zur Abfahrt bereit halten, ehe ich jedoch Afrika verlasse, will ich noch einige auf eigene Erfahrung und auf zuverläßige Nachrichten gegründete Bemerk-

ungen über den Charakter und die Sitten der Kaffern, sowie über die Beschaffenheit ihres Landes mittheilen.

Siebentes Kapitel.

Schilderung der Kaffern und ihres Landes. — Charakter und natürliche Anlagen. — Speise und Trank. — Vergnügungen und Musik. — Wohnungen und Hausgeräthe. — Waffen. Kriegführung. — Kindererziehung. — Todtenbestattung. — Schmuckgegenstände. Goldschmiede. — Glaskorallen als Schmuck und Geld. — Elephantenzähne. — Beschaffenheit und Jagd des Elephanten. — Das Flußpferd. — Der Zambese und die auf ihm gebräuchlichen Fahrzeuge. — Das Krokodil. — Schildkröten. — Der Zitterfisch. — Affen; wilde Ochsen und Esel. — Das Elennthier. — Geflügel. — Insekten. — Angebliche Heilmittel aus dem Thierreiche.

Die Kaffern haben von Natur eine ganz schwarze Farbe und je schwärzer diese ist, für desto schöner werden sie gehalten, auch sind sie wohl gebildet, stark und munter, aber träg, übrigens mit Speise und Trank leicht zu befriedigen. Man findet unter ihnen selten Krumme, Lahme, Buckelichte und Schielende, aber sehr viele Blinde, besonders an den Orten, wo die Strahlen der Sonne heftiger niederschießen. Es ist bei ihnen Sitte, Krumme mit Krummen, Buckelichte mit Buckelichten und überhaupt mit demselben Fehler Behaftete mit einander zu verheirathen, damit sie sich wechselseitig ihr Gebrechen nicht vorwerfen können. Männer sowohl als auch Weiber gehen jederzeit nackt und nur der mittlere Theil des Körpers wird mit einem Tuche, wenn sie ein solches besitzen, oder mit der Haut eines Thieres, oder auch nur mit Laub bedeckt. Wenn die Sclaven der Portugiesen jährlich mit einer Elle groben Zeuges oder zu Zeiten

mit einem größeren farbigen Taschentuche zu diesem Zwecke beschenkt werden, so zeigen sie sich damit sehr zufrieden und glauben in dieser Kleidung sehr stattlich auszusehen. Sie gelten im allgemeinen als grobe und dumme Leute, doch sind sie in den Orten der portugiesischen Herrschaft etwas höflicher und witziger. Vor den Europäern und weißen Asiaten haben sie große Achtung, besonders vor den Frauen dieser Völker. Man hat nicht zu befürchten, daß sie einem Weißen irgend ein Leid zufügen, und noch weniger, daß sie ihm nach dem Leben streben, sie müßten denn von ihrem Herrn oder ihrer Gebieterin den Befehl bekommen, irgend Jemand aus dem Wege zu räumen, wie dieß einem Missionäre aus der Gesellschaft Jesu zu Tete einige Jahre, ehe ich dahin kam, geschah, weil er die ärgerliche Lebensweise mehrerer vornehmen Leute mit allzustarken Ausdrücken gerügt hatte. Dagegen stehlen und rauben sie sehr gerne und in dieser Beziehung sind sie sinnreicher, als man von ihnen erwarten sollte. Man kann sie übrigens auch zu einigen Handwerken abrichten und bildet aus ihnen Schmiede, Zimmerleute, Goldarbeiter,[1]) Schneider und Bartscheerer; auch lernen sie gut auf europäische Art kochen und die Portugiesen lassen gewöhnlich ihre Küche von ihnen besorgen, jedoch meist von Männern und aus guten Gründen nur selten von Weibern. Nicht leicht dagegen begreift ein eigentlicher Mohr das Lesen und Schreiben und man müht sich oft

[1]) Die Kaffern am Zambese waren schon vor der Ankunft der Portugiesen tüchtige Goldschmiede, wie aus den ältesten arabischen geographischen Werken hervorgeht, und auch jetzt noch betreiben sie mit Vorliebe diese Kunst.

viele Jahre vergeblich ab, ihnen die nöthigen Glaubenswahrheiten begreiflich zu machen. Die Patrizier oder Mulatten, das heißt, jene, die von einem weißen Vater herstammen und auch nicht ganz schwarz, wie die übrigen, sondern schwarzbraun sind, lernen lesen und schreiben und sind überhaupt weit geschickter, als die andern Mohren, weßhalb sie von diesen wie kleine Herren geschätzt und geehrt werden.

Was ihre Nahrung betrifft, so essen sie ohne Unterschied Hunde, Katzen, Mäuse, Schlangen, Heuschrecken, Elephanten, Meerpferde [1]) und andere wilde Thiere und Fische, sollte auch das Fleisch schon stinken und faulen oder von Würmern wimmeln; ihre hauptsächliche Speise aber ist Hirse, die jedoch weit größer ist als die europäische, oder ein daraus bereiteter Brei. Die Weiber zerreiben sie, da dieses Volk keinen Begriff von einer Mühle hat, zwischen zwei steinernen Platten zu Mehl und kochen ein so dickes Mus daraus, daß es eine zähe Masse bildet. Haben sie zu diesem Breie ein Stück Fleisch oder Fisch als Zugemüse, so leben sie herrlich. Im Nothfalle essen sie auch das rohe Mehl oder die in Wasser eingeweichte Hirse, besonders wenn sie sich auf der Reise befinden und keine Gelegenheit haben, ihr Mus zu kochen. Wasser ist der gewöhnliche Trank und der Mohr achtet nicht darauf, ob er es aus einem Flusse, aus einem Brunnen oder aus einer schmutzigen Pfütze schöpft. Sie bereiten auch eine Art Bier, welches sie Pombe nennen, aus halbgebrochener Hirse, die man im Wasser so lange gähren läßt, bis die Brühe

[1]) Ohne Zweifel sind hier Flußpferde gemeint.

dick wird, wie Buttermilch, dann seiht man sie durch ein Tuch und erhält ein Getränk, welches dem Geschmacke und der Farbe nach wirklich der Buttermilch gleicht, jedoch zugleich kühlt, nährt und berauscht; ich selbst trank zuweilen nicht ungerne davon, um mich abzukühlen; man verfertigt es gewöhnlich nach der Ernte und belustigt sich dazu bei dem meist nicht sehr angenehmen Klange musikalischer Instrumente mit Tanzen und Springen.

Ihre Musik besteht hauptsächlich aus sechs bis sieben Trommeln von verschiedener Größe, doch darf man sich darunter nichts anderes denken, als bis zur Hälfte ausgehölte Blöcke, worüber eine starke, in der Mitte mit Pech bestrichene Thierhaut gespannt ist; drauf pauken sie mit einem starken Prügel, wodurch ein Schall hervorgebracht wird, der eine halbe Stunde weit reicht. Zu einer vollständigen Musik gehören auch dicke Kuhhörner, an die man mit einem Stocke schlägt und ein großer Triangel von Stahl. Der mit der Musik verbundene Gesang, worin sie gewöhnlich die Vorzüge ihres Gebieters preisen, beschränkt sich auf ein allgemeines Geschrei oder Geheul und man kann sich vorstellen, daß ein solches Ständchen, besonders in der Nähe, einem Europäer fast unerträglich ist und doch muß man geduldig zuhören, es für eine Ehre halten und die Musikanten beschenken. Mehrere andere weniger allgemein gebräuchliche Instrumente der Mohren sind wenigstens bei nächtlicher Stille nicht unangenehm zu hören. Eines derselben besteht aus einem viereckigen Brette, worauf mehrere stählerne Zünglein von verschiedener Größe befestigt sind; dieses Brett steckt in einem großen ausgehölten

Kürbiß und man spielt darauf, fast wie auf einem Klaviere, sehr künstlich. Ein anderes Instrument ist aus größeren und kleineren Rohrstücken zusammengesetzt, ungefähr wie eine Panspfeife; es wird auch, wie diese, gespielt und klingt nicht übel. Als das beliebteste Instrument aber gilt eine Art Geige, nämlich ein halber Bogen, an den eine Saite von Haarwachs [1]) gespannt und in dessen Mitte ein kleiner ausgehöhlter Kürbiß befestigt ist. Dieser Kürbiß wird auf die bloße Brust gesetzt, während sie mit der linken Hand die Griffe machen, wie bei unsern Geigen geschieht, und mit einem Rüthchen, das sie in der rechten Hand halten, auf die Saiten schlagen, wodurch sie verschiedene Töne hervorbringen. Auf diese Weise spielen sie stehend oder gehend zu ihren lustigen Tänzen auf. Die Bewohner benachbarter Dorfschaften laden einander zu den Festen ein, wobei das erwähnte Pombe getrunken wird, tanzen und springen und achten es wenig, wenn bei diesen Vergnügungen auch alles so gänzlich aufgeschwelgt wird, daß sie nachher gezwungen sind, ihren Hunger in den Wäldern mit wilden Baumfrüchten oder gar mit Baumrinden zu stillen.

Ihre Hütten bestehen aus Rohr, welches sie zwischen eingesenkte Pfähle sehr artig zu flechten verstehen; die Thüre ist gewöhnlich so niedrig, daß man nur gebückt durch dieselbe gehen kann; die meist runden Hütten deckt ein Dach, welches einem Sonnenschirme

---

[1]) So heißen die sehnigen Zäserchen an den Enden der Muskeln in den thierischen Körpern, besonders in den Körpern größerer Thiere.

gleicht, aber so gut geflochten ist, daß kein Regen durchzudringen vermag. Der Hausrath kann nicht dürftiger sein, denn Bettstellen, Tische und Stühle sind ihnen unbekannte Dinge und werden durch die liebe Erde ersetzt. Das Bett ist ein aus Binsen geflochtener Sack, der ihnen als Unterbett und Decke zugleich dient, denn sie schlüpfen, wenn sie schlafen wollen, in denselben und der Fetzen Tuch, welchen sie während des Tages um die Lenden schlingen, dient ihnen des Nachts als Kopfkissen. Zum Kochen haben sie einen großen irdenen Hafen und mehrere kleine Töpfe, zum Trinken einen großen Wasserkrug oder Kokosschaalen und zum Auftragen der Speisen hölzerne Näpfe oder Teller, beim Essen bedienen sie sich der Messer, Löffel und Gabeln; aber wissen sie nicht zu gebrauchen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, ein fast zwei Ellen langer Wurfspieß und ein großes Messer. Mit ihren Pfeilen zielen sie so sicher, daß sie die Vögel auf den Bäumen treffen, einen Menschen schießen sie in der Entfernung von dreißig Schritten durch und durch. Sie bestreichen manchmal, besonders während eines Krieges oder Aufruhres, die Pfeile mit einem starken Gifte und wer von einem solchen Pfeile auch nur leicht verletzt wird, ist einem gewissen Tode verfallen, wenn er nicht sogleich das rechte Gegengift zur Hand hat. Diese Völker sehen es gar nicht ungern, wenn es unter ihnen zu einem Kriege kommt, in der Regel wird aber dabei nicht viel Blut vergossen, sondern sie suchen einander durch List zu übervortheilen. Sieht ein Theil sich übermannt, so ergreift er sogleich die Flucht; der Sieger aber raubt, was er im Gebiete des Ueberwundenen findet, zündet

dessen Hütten an, macht die zurückgebliebenen Weiber und Kinder zu Sclaven und hält das eroberte Land so lange im Besitze, bis ihn ein anderer Feind wieder daraus verjagt. — Im Kafferlande sind viele Fürsten und Könige, das Oberhaupt aller aber ist der Kaiser von Monomotapa, der jedoch früher viel mächtiger war und weit hin reichende Länder besaß. In der letzten Zeit wurde seine Macht sehr geschwächt, weil zwischen mehreren herrschsüchtigen Brüdern ein Krieg entstand, in welchem jeder derselben einen Theil des Reiches an sich riß und ihn als besonderes Königreich behauptete. Der Palast der schwarzen Majestät besteht ebenfalls, wie ich vernommen, aus einem von Stangen festgehaltenen Rohrgeflechte und ist nur geräumiger und schöner als die Hütten der Unterthanen, auch soll er mit einem zierlichen Zaune von Elephantenzähnen eingefaßt sein.

Mit der Erziehung der Kinder geben sich die Schwarzen nur sehr geringe Mühe. Sogleich nach der Geburt wird das Kind ein wenig gewaschen und auf den oben beschriebenen Sack oder auf die Erde gebettet, jedoch nicht in Windeln eingewickelt. Nach einigen Tagen bindet es die Mutter mit einem Fetzen Tuch auf den Rücken und geht ihrer Arbeit nach. Will sie es säugen, so nimmt sie es nicht herunter, sondern ergreift es beim Kopf und zieht diesen zu den Brüsten herab; wird ihr die Last zu schwer, so legt sie es neben sich auf den Boden und läßt es zappeln und schreien, so lange es will; dennoch werden die Kinder selten krüppelhaft, sondern wachsen fast alle stark und gesund auf. Wo mehrere Kinder sind, wird gewöhnlich ein Hund gehalten, der sie

säubert und beschützt. — Gold und Silber schätzen die Mohren weniger, als Messing, Zinn und Eisen, denn aus diesen Metallen werden die Ringe verfertigt, welche nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer an den Armen und Füßen tragen. Diese Ringe legen sie nur ab, wenn sie wegen des Todes eines nahen Anverwandten in tiefer Trauer gehen; sie tragen alsdann manchmal auch an Händen und Füßen und auf dem Kopfe aus Binsen geflochtene Ringe und Kränze. Eine andere Trauer können sie wohl auch nicht an ihrer Kleidung zeigen, da sie bis auf den Fetzen, den sie um die Lenden tragen, völlig nackt sind. So lange der Todte noch in seiner Hütte liegt, erheben seine Angehörigen ein furchtbares Geschrei und Geheul und wiederholen unter beständigem Schluchzen die Aufzählung seiner guten Eigenschaften; ist er endlich bestattet, so setzen sie längere Zeit auf sein Grab Speise und Trank, weil sie glauben, der Verstorbene bedürfe noch der Nahrung; diese Lebensmittel sind dann des Nachts für die wilden Thiere oder für arme Leute eine willkommene Speise. Das Messing und Zinn, welche Metalle sie zu den erwähnten Ringen brauchen, müssen sie von fremden Handelsleuten beziehen, das Eisen aber graben sie in ihrem Lande. Sie gestalten es anfangs auf eine mir unbekannte Weise zu Kugeln und schmelzen es, wenn sie es bearbeiten wollen, mit leichter Mühe in einem Ofen von Thonerde, den sie jedesmal zu diesem Zwecke erbauen. Das Feuer fachen sie mit einem Blasbalge an, der aus der Haut eines Hundes oder eines anderen Thieres sehr geschickt gemacht ist. Man muß wirklich staunen über die schönen Arbeiten, welche

die schwarzen Goldschmiede mit ihren unvollkommenen und meist erbärmlichen Instrumenten zu Stande bringen; sie sitzen gewöhnlich dabei auf dem Boden und brauchen Hände und Füße. Auf diese Weise verfertigen sie die schönsten Filigranarbeiten, besonders goldene Knöpfe von verschiedener Art, welche die Portugiesen und Asiaten aus den höheren Ständen an den Kleidern tragen. Noch schöner sind die von ihnen aus dem reinsten Golddrahte geflochtenen Stockbänder, welche sich biegen lassen, als wenn sie von Seide wären, und an deren Enden ebenfalls goldene Quästchen von Filigranarbeit hängen. Ferner machen sie goldene Reliquienkästchen, Kreuze, Ketten und andere zum weiblichen Schmucke gehörende Gegenstände und man kann versichert sein, daß sie vom feinsten Golde sind, weil sie demselben keinen Zusatz zu geben verstehen.

Die Portugiesen treiben mit den Kaffern einen einträglichen Handel; hauptsächlich führen sie ihnen baumwollene Tücher aus Asien und kleine venetianische Glaskorallen zu und erhalten dafür Goldsand und Elephantenzähne; feine Tücher werden aber nicht gesucht, dagegen sind schlechte grobe von schwarzer oder blauer Farbe beliebt. Gibt man einem Mohren ein weißes Tuch, so trägt er es so lange, bis es recht schmutzig ist, und färbt es dann völlig schwarz; die Weiber der Schwarzen jedoch lieben bunte Tücher. Die Korallen, welche man von dem schlechtesten Glas und eigentlich von dem Abgange desselben verfertigt, sind eine Spanne lang und werden, in einen starken Faden gefaßt, in große Büschel zusammen gebunden, deren jeder aus fünfhundert Schnürchen besteht. Viele

tausend solcher Büschel gehen jährlich in Fässer gepakt, nach Portugal und von da nach Mozambique, von wo sie nach dem festen Lande zu den Mohren gebracht werden. Diese Glaskorallen sowohl, als auch die asiatischen Tücher sind ein Regal des Königs von Portugal und wer mit solchen nach dem Mohrenlande handeln will, muß sie aus den königlichen Magazinen kaufen; wer sie einzuschmuggeln versucht und ertappt wird, verliert nicht nur seine Waare, sondern unterliegt überdies einer bedeutenden Strafe. Die beiden erwähnten Waaren vertreten sowohl bei den Mohren, als auch bei den Portugiesen die Stelle des Geldes, denn gemünztes Gold und Silber findet man in dem Gebiete der Mohren auf dem Festlande nirgends, sondern nur auf der Insel Mozambique, weil dort von den Portugiesen, den asiatischen Heiden und den Muhamedanern ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Glaskorallen werden von den Mohren nur gesucht, wenn sie schwarz, dunkelblau oder weiß sind, haben sie eine andere noch so schöne Farbe, so bringt man sie bei ihnen nicht an. Sie brauchen diese Korallen nicht nur statt des Geldes, sondern auch zur Verzierung der Schürzen, womit sie die Scham bedecken. Als die Mohren zuerst diese Waaren erblickten, waren sie darauf so erpicht, daß sie gewöhnlich zwei Grübchen in die Erde gruben und in das eine so viel des feinsten Goldsandes brachten, als der handelnde Portugiese in das andere Glaskorallen legte, und damit noch ein gutes Geschäft gemacht zu haben glaubten. Dieser große Gewinn hat jedoch für die fremden Handelsleute aufgehört, denn die Mohren sind allmälig klüger geworden und wissen jetzt schon

die Goldwaage zu gebrauchen. Erwähnen muß ich hier noch, auf welche lächerliche Art die Makuas, einer der wildesten Mohrenstämme, ihren Handel in der Gegend von Mazambique betreiben. Da sie nämlich weder die portugiesische Sprache, noch die der an der Küste wohnenden Mohren verstehen, so legen sie ihr Elfenbein vor den Häusern nieder. Der Kaufmann kommt heraus und legt so viel asiatisches Baumwollentuch nebst einigen Büscheln venetianischer Glaskorallen darauf, als er dafür zu geben gedenkt; greift der Verkäufer nicht nach der Waare, so will er damit andeuten, daß sie ihm nicht genügt und noch ein Zusatz erfolgen muß, ist er endlich damit zufrieden, so nimmt er sie und läuft damit so schnell davon, als ob er sie gestohlen hätte.

Die Elephantenzähne werden in großer Menge gefunden, worüber man sich nicht wundern darf, da die Elephanten in zahlreichen Heerden in den unermeßlichen Wäldern und Einöden umherschweifen. Diese Zähne sind oft über Manneslänge groß und so schwer, daß zwei Leute erfordert werden, um einen derselben an einer Stange fortzutragen; auch kaufen die portugiesischen und asiatischen Handelsleute nur die schwereren, weil die kleineren in Asien fast keinen Werth haben. Die Elephantenzähne und der Goldsand werden daselbst gegen asiatische Waaren umgetauscht, welche man dann nach Europa bringt. Durch diesen Handel kann man mehr als Hundert für Hundert gewinnen, doch wird man nicht glauben, daß dieser Gewinn ein unerlaubter und ungerechter ist, wenn man die erstaunliche Entfernung der fremden Welttheile und die unbeschreiblichen Gefahren zu

Wasser und zu Land erwägt, welche die Handelsleute zu überstehen haben, ehe sie ihr Ziel erreichen. Die Mohren gelangen auf verschiedene Weise in den Besitz dieser Zähne; viele finden sie in den Wäldern und Einöden, weil die Elephanten sie in hohem Alter und manchmal auch im Kampfe mit einander verlieren; ferner graben sie tiefe Gruben und bedecken sie mit dichtem Gesträuche, damit die Elephanten, wenn sie darüber gehen, hineinfallen und in der Gefangenschaft umkommen, worauf man ihnen die Zähne ausschlägt. Auch gibt es unter den Mohren eigene Elephantenjäger, welche ihr Geschäft mit besonderer Geschicklichkeit betreiben. Diese beschmieren sich mit einem gewissen Oele oder Safte, dessen Geruch nach ihrer Behauptung die Elephanten dumm macht. Wenn sie also einen einzelnen auf freiem Felde erblicken, so umringen sie ihn und einer der hinter ihm stehenden schleudert mit allen Kräften seine Wurfpfeile nach ihm. Kehrt nun der Elephant sich nach seinem Angreifer um, so wirft ein anderer nach ihm und so wird er von allen Seiten verwundet, bis er todt zu Boden stürzt. Darauf reißen sie ihm die beiden Zähne aus und schneiden ihm den Rüssel ab, womit sie häufig den Portugiesen ein Geschenk machen, weil er eine köstliche Speise sein soll. Auch ziehen sie ihm einige der längeren Haare, welche die Dicke einer Violinsaite haben, aus, um sie zu ihrem Schmucke oder zu sonstigem Gebrauche aufzubewahren. Den Körper lassen sie liegen und verfaulen, denn das Fleisch ist unschmackhaft und wird nur von sehr armen Leuten gegessen, auch weiß man aus Erfahrung, daß es eine Seuche verursacht, welche von den Aerzten

deßhalb Elephantiasis genannt wird und in einem abscheulichen Ausschlage besteht. Zuweilen löst man jedoch die Füße ab und hängt das Fleisch derselben in Stücken an der Sonne auf, um das Fett, welches als vorzügliches Mittel gegen die Gicht gilt, herausrinnen zu lassen. Wird ein Elephant auf fremdem Eigenthume erlegt oder gefunden, so gehört der Zahn, welcher die Erde berührt, dem Besitzer des Grundstückes, der andere dem Jäger, welcher den Elephanten getödtet oder entdeckt hat. Die Menge der stets vorhandenen Elephantenzähne kann man daraus abnehmen, daß jährlich von Mozambique drei mit dieser Waare befrachtete große Schiffe nach Asien absegeln. Die Ladung findet gewöhnlich am 30. Juli, dem allgemeinen Zahlungstermine, statt und man sieht an diesem Tage nichts als Elephantenzähne hin und her und auf die Schiffe tragen, welche am 18. oder 20. August die Anker lichten.

Man erzählt in Europa, daß die Elephanten weder laufen noch sich schnell umkehren können, ich habe mich jedoch überzeugt, daß sie in beiden Bewegungen dem Pferde gleich kommen. Der Körper des Elephanten, welcher für das größte Thier gehalten wird, ist zwar schwerer, sein Schritt aber reicht verhältnißmäßig viel weiter. Auch behauptet man, der Elephant sei, wenn er zu Boden falle, nicht im Stande, sich wieder zu erheben und schlafe aus dieser Ursache stehend an einen Baum gelehnt, weßhalb die Mohren gewohnt seien, sich solche Bäume zu merken und sie bis zur Hälfte durchzusägen, damit das gewichtige Thier, wenn es sich anlehne, sie völlig zerbreche und mit ihnen niederstürze. Ich kann jedoch

versichern, daß die Elephanten, wenn sie zu Boden fallen, gar wohl wieder aufstehen, auch würden, wenn sie es nicht allein vermöchten, die andern, welche sich in der Nähe befinden, ihnen mit ihren Rüsseln aufhelfen. Uebrigens können die Mohren, abgesehen davon, daß sie von dem nächtlichen Aufenthalte der Elephanten stets weit entfernt sind, die Bäume nicht absägen, da die Säge ein ihnen unbekanntes Werkzeug ist. Zu bemerken ist ferner, daß die Elephanten sich liegend paaren; sie tragen die Frucht zwei Jahre im Leibe, säugen ihre Jungen an der Brust und leben, wie man glaubt, zweihundert Jahre. Man findet in der Gegend Afrikas, wo ich lebte, keine zahmen Elephanten, denn die Mohren sind zu träge, sie abzurichten, und zu arm, sie zu erhalten. Man sollte glauben, daß wenigstens die Fürsten der Mohren dieß zum Prunke thun würden, sie scheinen aber kein Gefallen daran zu finden, überhaupt ist die Pracht, welche diese Fürsten zur Schau tragen, so gering, daß sie kaum Erwähnung verdient. In Asien dagegen, wo die Leute arbeitsamer und darum auch wohlhabender sind, findet man eine Menge zahmer Elephanten, welche zum Reiten, zur Wache an den Thoren und zum Kampfe in den Schlachten dienen. Ein solcher zahmer Elephant bleibt aber ein sehr theueres Besitzthum, weil immer nicht nur der Wärter, welcher ihn gezähmt hat, sondern auch, wenn er verheirathet ist, Weib und Kinder desselben mit gekauft werden müssen, denn der Elephant gehorcht nur ihm. Man kann kaum glauben, welche bedeutende Kosten die asiatischen Fürsten und großen Herrn aufwenden, um einen Elephanten zu erhalten und zu schmücken. Es genügt

nicht, ihm Stroh und Heu zum Fressen vorzulegen, sondern man muß ihm täglich auch einen schweren von Hülsen verfertigten Laib Brod geben; die Liebe gegen seinen Wärter ist, wie man mir oft erzählt hat, so groß, daß er jedesmal das Brod mit ihm theilt. Als Erzfeind des Elephanten gilt das Nashorn, ein großes, äußerst wildes Thier, welches mit einem über eine Elle langen Horne über der Nase bewaffnet ist und über den ganzen Körper mit Schilden bedeckt scheint, die jedoch nur Runzeln der Haut sind. Dieses Thier sucht dem Elephanten mit seinem Horne unter den Bauch zu kommen, um ihm diesen aufzuschlitzen; verfehlt es aber seinen Anlauf, so wirft der Elephant es mit dem Rüssel zu Boden, durchbohrt es mit den Zähnen und zerstampft es mit den Füßen. Das Horn des Rhinoceros hat eine schwärzliche Farbe; man betrachtet es als ein wirksames Gigengift und als ein gutes Heilmittel bei verschiedenen Krankheiten; auch macht man daraus Becher, Tabaksdosen, Ringe und ähnliche Gegenstände zum täglichen Gebrauche.

An der Seeküste und in den Flüssen des Kaffernlandes gibt es eine Menge Meerpferde,[1]) die jedoch auch auf dem Trockenen leben, wo sie ihre Jungen werfen und des Nachts weiden. Sie sind große, wilde und grausame Thiere, welche nicht nur auf dem Lande die Leute anfallen, sondern auch in dem Wasser die Schiffe verfolgen und sie umzustürzen suchen, um ihre Beute zu erhaschen, oder sie wenigstens sehr beschädigen. Die Haut dieses Thieres ist

[1]) Es wurde schon weiter oben bemerkt, daß man mit diesem Namen das Flußpferd zu bezeichnen pflegt.

so dick, daß eine Flintenkugel nicht durch sie dringt; die Mohren greifen es mit ihren Wurfspießen an, und wenn es ihnen gelingt, ihm auch nur eine unbedeutende Wunde beizubringen, so ist es verloren, denn die Fische, von dem süßen Blute gelockt, nagen, wie man mir sagte, an ihm so lange, bis es stirbt. Es flieht gewöhnlich vor den kleinen, nur mit einigen Leuten bemannten Kähnen, weil die Mohren in solchen Jagd auf es zu machen pflegen. Erlegen diese ein Meerpferd, so stellen sie ein großes Freudenfest an, denn sie können von dem Fleische mehrere Tage schmausen; die Portugiesen essen selten davon, weil sie es für ungesund halten. Das Thier ist etwas größer, als ein Pferd, hat kurze Füße, einen kleinen Schweif und sehr wenige Haare; außerhalb des Wassers gleicht es weniger einem Pferde, als einem Schweine und sein Fleisch soll auch schmecken wie Schweinefleisch; wenn es aber seinen fürchterlichen Kopf aus dem Wasser herausstreckt, so hat es Aehnlichkeit mit einem Pferde, woher es auch seinen Namen erhalten hat. Die Schiffer bedienen sich einer großen Trommel und einer langen Stange, womit sie auf das Wasser schlagen, um es zu verscheuchen; ich selbst war oft Zeuge dieses Verfahrens und ward jedesmal in nicht geringen Schrecken versetzt. Aus den Zähnen des Meerpferdes werden mancherlei Bilder geschnitzt und Rosenkränze gedrechselt, welche sehr gesucht und geschätzt sind, weil ihre schöne weiße Farbe dauerhaft ist und sie die Kraft haben sollen, das Blut zu stillen. Andere behaupten dagegen, nur das Bein Usnea in der Hirnschale des Thieres, besitze diese Eigenschaft. Da in den Gegenden, wo ich als Missionär lebte

und wirkte, aus Mangel an Straßen und Fuhrwerken Alles auf dem eine große Strecke des Landes durchströmenden Zambesi fortgebracht werden muß und die Mohren als Ruderer dienen, so schweben diese bei ihrer höchst beschwerlichen Arbeit auch stets noch in der größten Gefahr, von den Meerpferden, den Krokodilen und andern gefährlichen Thieren erhascht zu werden. Nicht einmal des Nachts, während welcher sie, so lange das Schiff vor Anker liegt, sich am Ufer unter einem Zelte aufhalten, sind sie sicher da die Meerpferde ebenfalls des Nachts ans Land steigen, um auf die Weide zu gehen. Um sich vor ihnen zu schützen, gibt es kein anderes Mittel, als ein wohlunterhaltenes Feuer, vor dem sie sowohl, als auch die übrigen wilden Thiere fliehen. Außerdem müssen mehrere Mohren die ganze Nacht Wache halten, um bei herannahender Gefahr die übrigen zu wecken und allen Unglücksfällen sogleich vorzubeugen.

Die Schiffchen, womit die Mohren die Flüsse befahren, heißen Koschios und bestehen, da es in ihrem Lande an Bäumen von jeder beliebigen Größe nicht fehlt, aus einem einzigen Holzstücke, welches schnell und ohne große Mühe zu einem Fahrzeuge umgeschaffen wird, indem man von dem ausgewählten Stamme die Rinde grob abhaut, die Mitte mit langsamem Feuer ausbrennt, die Höhlen mit der Hacke säubert, darin einen kleinen Mast aufstellt und an dem Hintertheile von Brettern eine erhöhte Wohnung für vier bis sechs Personen errichtet. Die größeren dieser Schiffe haben achtzehn Ruder, an der Spitze steht ein Mann mit einer langen Stange, um den Grund

des Wassers zu erforschen und am Hintertheile ein anderer, welcher das Steuer führt. Es können über hundert Scheffel Getreide, nebst vielen Fässern mit Wein und Branntwein und andere Waaren auf ein solches Schiffchen geladen werden und man kann sich leicht einen Begriff von der Größe des Verlustes machen, wenn es von einem Meerpferde umgeworfen oder beschädigt wird. Da es in diesen Gegenden fast überall an Trinkwasser fehlt, so sind die Dörfer meistens an den Ufern der Flüsse erbaut, aus denen die Bewohner das nöthige Wasser schöpfen müssen; so lagen auch die Dörfer unserer ehemaligen Mission im Kafferlande am Zambesi. Die Portugiesen, die Asiaten und ihre Abkömmlinge bewahren das Wasser, weil es ihnen so, wie es aus den Flüssen kommt, zu trübe und unrein ist, in großen aus Persien eingeführten und folglich sehr theueren irdenen Gefäßen auf und graben diese wohl verschlossen, damit keine Unreinigkeit hineindringt, in die Erde, auf welche Weise sie nach einiger Zeit einen klaren, frischen und wohlschmeckenden Trank erzielen. — In dem Zambesi gibt es auch viele Krokodile, unstreitig die schädlichsten aller wilden Thiere dieser Länder, denn sie lauern immer an den Ufern und kommt ein Unvorsichtiger, um Wasser zu schöpfen oder sich zu baden, so schlagen sie ihn mit ihrem langen und starken Schweife nieder und fahren mit ihm unter das Wasser. Aus derselben Ursache muß man sich, wenn man auf dem Flusse fährt, sehr hüten, einen Arm oder einen Fuß aus dem Schiffe zu strecken, wie denn in unserer Hauptresidenz Sena in einem einzigen Jahre achtzehn Personen aus Unvorsichtigkeit durch diese Thiere ums

Leben gekommen sind. Das Krokodil gleicht am meisten einer Eidechse, hat eine Länge von zwei Klaftern und die Dicke eines großen Baumes und ist in dem Rachen mit drei Reihen der spitzigsten Zähne bewaffnet. Es legt seine Eier in den Sand, vergräbt sie und überläßt der Sonne das Ausbrüten; sobald aber die Jungen aus der Schale kriechen, laufen sie dem Wasser zu. Merkwürdig ist die Vertraulichkeit eines nicht sehr großen Vogels, welchen die Mohren Bandasi, das heißt, Edelknabe nennen, mit dem Krodile.[1]) Sobald sich dieses von dem Raube eines Menschen oder Thieres gesättigt hat, kriecht es aus dem Wasser und legt sich mit offenem Rachen am Ufer auf den heißen Sand; der Vogel fliegt dann in den Rachen, pickt das noch zwischen den Zähnen hängende Fleisch heraus, sättigt sich damit und fliegt wieder davon. — Die Meerschildkröten[2]) legen ihre Eier ebenfalls in den Sand des Gestades und oft kann man mit den Eiern einer einzigen einen Korb füllen; sie schmecken eben so vorzüglich wie das Fleisch dieser Thiere, welche zuweilen so groß sind, daß man ihre Schalen nach Indien verhandelt, wo Schilde für die Soldaten daraus gemacht werden. Wer sich damit befassen will, sie zu fangen oder zu fischen, muß sorgfältig auf seiner Hut sein, damit er nicht von dem an ihrem Schwanze sitzenden spitzen und giftigen Stachel gestochen wird, weil die Wunde nicht zu heilen ist. —

---

[1]) Der Vogel gehört zu dem Geschlechte der Regenpfeifer und ist wahrscheinlich das sogenannte Kräglein (charadrius hiaticula).

[2]) Vorzugsweise ist hier die Riesenschildkröte (chelonia mydas) gemeint.

Sonderbar ist der in diesen Gegenden häufige und den Naturkundigen schon lange bekannte elektrische Fisch, von den Portugiesen Tremador oder Zitterfisch genannt. [1]) Er ist von mäßiger Größe und wird mit Angeln in den Flüssen gefangen. Sobald er sich gefangen fühlt, macht er durch seine elektrischen Stöße die Schnur, die Fischruthe und endlich den Fischer selbst so zitternd, daß dieser, wenn er nicht das Geräthe sammt dem Fische selbst von sich wirft, in Gefahr kommt, sein Leben einzubüßen. Die Mohren haben deßhalb einen solchen Abscheu vor diesem Fische, daß sie ihn auch todt nicht angreifen wollen, sondern einen unschuldigen Knaben dazu brauchen, weil dieser, wie sie glauben, keinen Schaden dadurch leidet. Der Zitterfisch ist übrigens eine köstliche Speise, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Unter den vierfüßigen Thieren sind zuerst die Affen zu nennen und es gibt deren eine große Anzahl in den Wäldern dieses Erdstriches; die kleineren haben einen sehr schönen Balg, der gewiß unter dem nordischen Pelzwerke nicht den letzten Platz finden würde, auch thun sie keinen Schaden; die großen aber welche bei den Portugiesen Monos heißen und einem erwachsenen Manne gleichen, [2]) sind mehr zu fürchten, da sie zuweilen sogar Menschen anfallen. Außer den schon erwähnten Thieren findet man noch Löwen, große Tiger, welche im Stande sind, ein Kalb zu fassen und damit über eine Mauer zu springen,

---

[1]) Der Zitter- oder Krampf-Rochen (raja torpedo).

[2]) Unstreitig ist hier der schwarze Pavian (simia ursina) gemeint.

Merus, wie man eine Art wilder Ochsen nennt, deren Fleisch sehr wohlschmeckend ist, [1]) Luchse, Bären und wilde Esel. [2]) Das Fell der letzteren ist schneeweiß mit vier bis fünf fingerbreiten kohlschwarzen glänzenden Streifen. Man überzieht damit die Stangen der Palankins, Andors und Maschiras, welche in Indien und im Kaffernlande die Kutschen und Pferde ersetzen. Die Palankins kann man mit einer Bettstelle oder Sänfte vergleichen, welche inwendig, wo die Person Platz nimmt, mit einer zierlichen Decke oder Tigerhaut überzogen und mit zwei großen goldverbrämten Kissen von Sammt versehen ist, so daß der Herr oder das Frauenzimmer nach Belieben sitzen oder liegen kann. Die Sänfte hängt mit seidenen oder baumwollenen Schnüren an einer starken, etwa zwei Klafter langen, mit Leder überzogenen und an jedem Ende mit einem silbernen Knopfe verzierten Stange von Bambus und wird an dieser von vier Mohren, von denen zwei an jedem Ende gehen, sehr schnell getragen. Die Träger sind nur mit einem Hemde und einem Schurze um die Lenden bekleidet, haben aber auf dem Kopfe eine Blechhaube, worauf sich das Wappen ihrer Herrschaft in Silber und in erhabener Arbeit befindet; zur Seite laufen zwei andere Mohren mit großen Sonnenschirmen von Sammt, damit der Herr oder die Dame in der Sänfte stets im Schatten sitzt oder liegt. Bei regnerischem Wetter wird der Palankin mit einem von Binsen

---

[1]) Der capische Büffel (bos caffer).

[2]) Das Zebra (equus zebra) entspricht am meisten der Beschreibung und ist in Südafrika häufig.

künstlich geflochtenen Dache überspannt, worin ein Fensterchen eingesetzt ist, das man nach Belieben öffnen und schließen kann. Diese Art, sich tragen zu lassen, ist ungemein bequem und weit sicherer als das Fahren in einer Kutsche. Die Geistlichen, Mönche und ärmeren Leute lassen sich auf dieselbe Art fortbringen, doch ist die Sänfte, deren sie sich bedienen und welche Andor heißt, von anderer Form und weniger verziert. Das schlechteste Fortschaffungsmittel, Maschira genannt, besteht in einem ausgespannten starkem grünen Tuche, wozu auch nur zwei Träger nöthig sind.

In den Wäldern am Zambesi gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl großer Elennthiere,[1]) welche man fast nur ihrer Klauen wegen jagt, da diese als ein vorzügliches Mittel gegen die Fallsucht und gegen die Krämpfe überhaupt gelten, weßhalb die mit solchen Uebeln behafteten Leute stets ein Stückchen von einer solchen Klaue auf der Brust, am Arme oder als Ring am Finger tragen und zwar auf der linken Seite, weil es sonst nicht die ausreichende Wirkung haben soll; man zieht daher auch die Klaue des linken hintern Fußes den andern vor. Ferner behauptet man, daß den erwähnten Leiden gänzlich abgeholfen werde, wenn man bei einem Anfalle mit einer solchen Klaue die linke Brust so lange ritze, bis das Blut herausfließt. Auch gegen andere Uebel hat man ähnliche Mittel, deren Zuverläßigkeit jedoch von Manchen bezweifelt wird. So tragen die Mohren gegen die

---

[1]) Dieses Thier, von den Naturforschern Ellenngemse (antilope oreas) genannt, ist am Cap und in der Kafferei einheimisch.

Bisse giftiger Schlangen, welche man in diesen Gegenden stets zu fürchten hat, eine Wurzel an dem bloßen Leibe; werden sie gebissen, was jedoch selten geschieht, da die Schlangen Abscheu vor dieser Wurzel haben sollen, so kauen sie ein Stückchen davon, verschlucken einen Theil und legen den andern auf die Wunde. Ich selbst verschaffte mir während meines Aufenthalts in den afrikanischen Missionen eine solche Wurzel und trage sie jetzt noch bei mir. Hätte man sich nicht vor diesem giftigen Gewürme und den großen reißenden Thieren zu fürchten und stünde Pulver und Blei nicht in unglaublich hohem Preise, so würde ein Jagdliebhaber in den Wäldern des Kaffernlandes Unterhaltung genug finden, denn man sieht in ihnen das schönste und beste Federwildpret, besonders die Kongas, eine Gattung braun und weiß gesprenkelter Wildhennen, und die Kangons, die mit den Truthähnen können verglichen werden. Am Gestade des Meeres und an den Ufern der Flüsse gibt es eine Menge Wasservögel welche den Störchen gleichen, mit sehr langen Füßen und dünnen mageren Schnäbeln, aber mit schneeweißen Pflaumfedern. Die Mohren ziehen ihnen die Haut ab und schmücken ihre Köpfe damit, sie wäre auch in der That eine weit leichtere und schönere Zierde für die europäischen Frauenzimmer als das Pelzwerk.

Nicht gefährlich aber höchst unangenehm sind mehrere an fast allen Orten sehr häufige Insektenarten, besonders aber verursachen die weißen Ameisen, Muschen genannt, auf den Feldern und in den Häusern großen Schaden, denn wo sie einfallen, verheeren uud zernagen sie Alles; kein Kasten ist vor ihnen

sicher, er müßte denn von ungewöhnlich hartem Holze sein. Sie kommen schaarenweise und in wenigen Stunden ist nicht nur der Kasten sondern auch der Inhalt zerstört. Man setzt deßhalb die Füße der Bettstellen in ein Geschirr voll Wasser oder Asche, um vor den Ameisen ruhig schlafen zu können. Eine nicht geringere Plage bei Tag und bei Nacht sind die Mücken oder Schnacken, welche einen so großen Stachel haben, daß er auch die Kleider durchdringt. Will man an der Tafel mit Ruhe essen, so muß man einige schwarzen Buben an der Seite haben, die mit einer Serviette dieses lästige Ungeziefer vertreiben. Erbarmen erregt es, wenn man sieht, wie diese ungestümen Schnacken den armen Mohren, welche ihre Herren in den Palankins austragen, auf dem Rücken sitzen und wie von ihren Stichen das Blut herab rinnt, obgleich die Träger sich beständig mit der Fläche der Hand einander auf den Rücken schlagen, um sie zu verscheuchen oder zu tödten. Ein einziger Vorhang um das Bett schützt des Nachts nicht hinreichend, die Portugiesen bedecken sich deßhalb, um schlafen zu können, Kopf, Füße und Hände mit andern Vorhängen, welche sich bequem auf- und abziehen lassen. Uebrigens wäre der Aufenthalt im Kaffernlande, besonders an den in kühleren Gegenden gelegenen Orten, nicht unangenehm, denn es ist sehr fruchtbar und der gute Boden würde einen noch weit reicheren Ertrag liefern, wenn ihn die Bewohner besser benützen und anbauen wollten, freilich fehlen auch die zur Arbeit nöthigen Thiere, denn Pferde, Maulthiere und Kameele gibt es in diesem Theile Afrikas nicht und gehen, wenn sie eingeführt werden,

bald zu Grunde, da sie das Klima nicht vertragen können, Ochsen und Kühe aber sind kaum so viele vorhanden, als die Portugiesen zum Essen brauchen; ferner weiß man nichts von einem Pfluge oder andern zum Ackerbaue nöthigen Werkzeugen, sondern die Mohren hauen mit der Jäthacke und mit schwerer Arbeit den Boden ein wenig auf, um den Samen hineinzuwerfen, trotzdem aber ernten sie Weizen, Reis, Hirse, Bohnen und Erbsen im Ueberflusse. Ganz ohne Mühe aber hat man fast alle Südfrüchte, die in Indien wachsen, und besonders sind die Limonien, Citronen, Pomeranzen und Orangen eine herrliche Speise, welch abkühlt und das Herz stärkt; der vorzüglichste Reichthum des Landes jedoch, welcher die fremden Völker herbeilockt, sind die meist aus dem Innern kommenden edeln Metalle.

Achtes Kapitel.

Der Goldsand und wie er gewonnen wird. — Schwierigkeit, in das eigentliche Goldland zu gelangen. — Seltenheit des Silbers. — Zustand und Behandlung der Sclaven in den portugiesischen Besitzungen in Afrika. — Sittenlosigkeit daselbst unter den Weißen und Schwarzen. — Ursachen, warum bei den letzteren das Christenthum so wenig Eingang findet. — Reise der Missionäre aus dem Jesuitenorden von Mozambique nach Goa. — Ihre fortdauernde Mißhandlung daselbst. — Rechtfertigung ihres Verhaltens. — Schwierige Stellung der Missionäre dem indischen Kastengeiste gegenüber. — Abfahrt der Missionäre nach Portugal. — Jämmerliche Wohnung auf dem Schiffe. — Schlechte Nahrung. — Krankheiten und Todesfälle. — Windstille. — Durchsuchung der Missionäre und ihres Gepäcks. — Strenge Bestrafung eines Laienbruders. — Ankunft zu Lissabon.

Der Goldsand ist in einem kleinen Landstriche in der Nähe von Tete so häufig, daß die Weißen

und die Schwarzen ohne weitere Erlaubniß ihre Leute dorthin schicken können, um ihn zu graben; ich bin aber überzeugt, daß man ihn in fast allen Gegenden des Kafferlandes finden würde, allein die Portugiesen sowohl, als auch die Mohren sind zu träge, ihn zu suchen, und sie bemühen sich nur so viel aufzutreiben, als während des Jahres hindurch zum nöthigen Unterhalte und zum Spielen ausreicht, denn die Portugiesen sind leidenschaftliche Spieler, da die strengen königlichen Verbote, welche gegen diesen Unfug bestehen, durch das schlechte Beispiel der Großen vereitelt werden. Das Ausgraben des nicht tief unter der Erde liegenden Goldsandes verursacht keine große Mühe; ein gewisses Gras oder Gesträuch deutet die Stelle an, wo er sich findet; man lockert hier die Oberfläche mit der Hacke ein wenig auf, wirft die Erde in hölzerne Geschirre und gießt Wasser hinzu, wodurch die Erde sich auflöst und der darin vorhandene Goldsand durch seine natürliche Schwere auf den Boden sinkt. Die Sammler müssen jeden Tag ein bestimmtes Gewicht gewinnen und einem hierzu bestellten Vorgesetzten abliefern; sammeln sie mehr, so gehört der Ueberschuß ihnen, bringen sie aber weniger, so bekommen sie Schläge. Dieser Goldsand ist so rein, daß er durch das Schmelzen nur sehr wenig von seinem Gewichte verliert. Man findet manchmal ganze Stücke Gold, die eben so glänzen, als wären sie erst geschmolzen, mir selbst wurde von meinen Oberen ein solches Stück verehrt, welches an drei Unzen wog. Mancher hat das Glück, Klumpen von der Schwere eines Pfundes zu finden. Die Zeit des Einsammelns ist der Winter, weil man alsdann

überall Wasser genug zum Auswaschen hat, während man in den übrigen Jahreszeiten die Erde bis zu dem Flusse tragen müßte, der ziemlich weit entfernt ist. Das Geschäft, so mühsam es auch ist, liegt den Weibern der Schwarzen ob, die Männer sind nur dabei, um sie zur Arbeit anzuhalten und sie vor den Anfällen feindlicher Stämme zu schützen, denn es geschieht nicht selten, daß Mohren aus andern Gegenden die beschäftigten Weiber hinterlistig überfallen, ihnen den Mund mit einer Hand voll Mehl verstopfen, damit sie nicht schreien können und sie fortschleppen, um sie als Sclavinnen zu gebrauchen oder zu verkaufen.

In dem ganzen von den Portugiesen besetzten Landstriche ist es Jedem erlaubt, Gold zu sammeln; auf das Gebiet der benachbarten Stämme darf man sich aber nicht wagen, weil die Häuptlinge derselben den Hochmuth, die Herrschsucht und die übrigen Laster der Weißen scheuen und nicht in ihrer Ruhe gestört werden wollen. Kurz vorher, ehe ich in die dortige Mission kam, wurden die Portugiesen von einem solchen Häuptlinge schändlich verjagt und es hielt ihnen schwer, ihre gefangenen Weiber und Kinder um einen hohen Preis wieder auszulösen, doch schicken sie ihre Schwarzen in das Königreich Manu,[1]) wo der auserlesenste Goldsand gefunden wird; der Gewinn ist jedoch nicht bedeutend, weil das Land sehr entlegen und die Reise mit allzu großen Schwierig-

---

[1]) Diese Provinz, welche vielleicht dem gantzen Reiche Monomotapa den Namen gab, liegt auf der Mittelterrasse von Mocarangua, wo der Fluß Sofala entspringen soll; vgl. K. Ritter, Erdkunde, Bd. I. S. 144.

keiten verbunden ist; oft fehlt es den Leuten so sehr an den nöthigsten Lebensmitteln, daß sie erkranken und sterben. Desto leichter macht manchmal der Zufall das Einsammeln des Goldes an andern Stellen. So füllte einst eine Schwarze, als sie an einem Ameisenhaufen vorüberging und einige glänzende Goldkörnchen darin sah, ihr hölzernes Gefäß mit der von diesen Insekten zusammengetragenen Erde und erhielt, als sie dieselbe auswusch, den schönsten Goldsand in unerwarteter Menge; sie setzte diese Arbeit fort, bis auch die andern Weiber aufmerksam wurden, welche dann alle mit vereinten Kräften an dem Hügel gruben und ihn gänzlich abtrugen. Man zog aus demselben einen Werth von vielen tausend Gulden und einige tausend davon erhielt mein Vorgänger in Marangue, welcher damit eine schreiende Schuld dieser Residenz tilgte. O wie vieles Gold würde in diesen Ländern gefunden werden, wenn ein arbeitsames Volk die Goldminen aufsuchen und die Bergwerke bauen wollte, denn ich bin fest überzeugt, daß der Goldsand, den man in so bedeutender Menge fast auf der Oberfläche der Erde findet, durch das Regenwasser aus den zunächstliegenden Bergen herabgeschwemmt wird. Die Holländer haben zwar zu meiner Zeit versucht, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung aus nach diesen goldreichen Gegenden vorzudringen, sind aber auf unüberwindliche Hindernisse gestossen, und wäre es auch möglich gewesen, trotz der großen Entfernung die Schwierigkeiten, welche in der Beschaffenheit der völlig unbekannten Landstrecke liegen, zu überwinden, so hätte man doch den Durchmarsch durch das Gebiet so vieler wilden und grausamen Volksstämme

nicht erzwingen können.[1]) Sonderbar ist es, daß bei dem reichen Vorrathe an Gold nur selten Silber angetroffen wird. Einige Jahre vor meiner Ankunft fand zwar ein Dominikanermönch in einem Walde einen sehr großen Klumpen vom feinsten Silber, aber nach dieser Zeit hat man nirgends mehr eine Spur dieses Metalles entdecken können. An der Küste gibt es auch Ambra, weiße und rothe Korallen und einiges Krystall, aber die Mohren geben sich keine Mühe, diese Dinge aufzusuchen, damit sie von den geizigen und goldgierigen Europäern nicht noch mehr unterdrückt und zur Arbeit angehalten werden.

Um übrigens dem Leser einen Begriff von der wirklichen Lage dieser schwarzen Sclaven, welche man gewöhnlich über Gebühr schrecklich schildert, zu geben, will ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne über das Verhältniß derselben zu ihren Gebietern einige Worte hinzuzufügen. In die Sclaverei sowohl der Portugiesen, als auch der Eingeborenen fällt jeder Schwarze entweder durch Gefangenschaft im Kriege, oder durch einen freiwilligen rechtmäßigen Vertrag, wenn er sich für ein bestimmtes Maaß von Waaren, die gewöhnlich in Tuch oder Glaskorallen bestehen, einem Herrn unterwirft, oder durch die Geburt, da die Sclaven meistens verheirathet und nach den Landesgesetzen die Kinder eines Sclaven ebenfalls Sclaven sind, wodurch es sich leicht erklären läßt, daß die Zahl der Sclaven sehr groß ist und

---

[1]) Englische Reisende waren bekanntlich in der neuesten Zeit glücklicher, ohne jedoch bis jetzt das eigentliche Goldland erreicht zu haben.

schnell immer mehr anwächst. Sclave zu sein, besonders bei einem Europäer oder einem Abkömmlinge desselben, ist für den Mohren eher ein Glück, als ein Unglück, denn sein Gebieter muß ihn nicht nur kleiden und nähren, sondern auch schützen, weil nach der dort allgemeinen Ansicht jede Beleidigung des Dieners auf den Herrn zurückfällt. Zeigt ein junger Sclave Fähigkeiten, so läßt man ihn ein Handwerk lernen und ein solcher wird dann auch von seinem Herrn mehr geschätzt, besser gehalten und gut im Christenthume unterrichtet. Ihre Arbeit ist nicht so sehr beschwerlich und ich kann versichern, daß die Bedienten, Knechte und Mägde in Europa zehnmal mehr arbeiten müssen und oft härter gehalten werden, als diese Sclaven, denen man immer mit einer gewissen Schonung begegnen muß, weil sie sonst davonlaufen und den Herrn in großen Schaden versetzen würden. Selten verschickt man Sclaven von hier nach Asien oder nach Amerika und fast immer nur solche, welche freiwillig gehen oder zur Strafe für eine begangene Missethat fortgebracht werden, denn am Leben wird der Sclave nur in dem einzigen Falle gestraft, wenn er einen Aufruhr anstiftet. Er wird alsdann vor die Mündung einer Kanone gebunden und in Stücke geschossen. Wenn aber die Mohren ihre Heimath verlassen und wegen eines begangenen schweren Verbrechens nach einem andern Welttheile wandern müssen, so erscheint ihnen diese Strafe weit härter, als wenn sie das Leben verlieren müßten, und es geschieht nicht selten, daß sie sich in einem solchen Falle selbst ermorden, wie ich leider während meines Aufenthaltes zu Tete habe erfahren müssen, wo ein Mohr, der

einen andern erschlagen hatte und deßhalb zur Ausführung nach Indien verurtheilt worden war, sich in dem Kerker selbst entleibte, wodurch ich auf einmal zwei zu der Residenz gehörende schöne und starke Sclaven verlor. Schon zur Zeit Pombals, des ersten Staatsministers Josephs I. in Portugal, ist der Sclavenhandel in den afrikanischen Colonien nach auswärtigen Gegenden gänzlich verboten worden und auch die jetzt regierende Königin Maria hat dieses Verbot bekräftigt.

Die Zügellosigkeit in den Sitten, besonders die Unzucht, die in diesen Ländern unter Schwarzen und Weißen, ja unter diesen noch mehr als unter jenen und zwar unter Leuten eines jeden Standes, die Geistlichen nicht ausgenommen, herrscht, ist kaum zu beschreiben. Da die Unzucht nicht bestraft wird, so tragen die feilen Dirnen eine unerhörte Frechheit zur Schau und sind größtentheils mit einer ekelhaften, in dem heißen Klima höchst gefährlichen Krankheit, die nicht näher bezeichnet zu werden braucht, behaftet, so daß mancher seiner Leidenschaft unvorsichtig fröhnende Mann in wenigen Tagen seinen Tod findet, oder fortan ein schmerzvolles krüppelhaftes Leben führen muß. Das Aergste an dieser schändlichen Seuche ist, daß sie schnell in den Kopf steigt und den Verstand zerrüttet. Wird sogleich im Beginne der Krankheit eine Ader geöffnet oder ein starkes Abführungsmittel gegeben, so erfolgt der Tod um so eher. O wie viele tausend Menschen und besonders Europäer büßen ihr kostbares Leben auf diese Art ein und wie oft sagte ich zu ihnen, daß ich meinem ärgsten Feinde nicht rathen möchte, sich in diese Länder zu begeben, so sehr

hat die Seuche sowohl, als auch das Laster, dessen Folge sie ist, in Afrika und in Asien, besonders aber in den Gegenden, wo die Portugiesen und andere Europäer ihren Sitz haben, um sich gegriffen. [1]) Nicht nur junge Leute, sondern auch verheirathete Männer, welchen die schönsten Frauen zu Theil geworden sind, gehen zu den schwarzen Metzen hinüber und geben das übelste Beispiel; wie kann man unter solchen Verhältnissen eine ernste Bekehrung der Heiden und Ungläubigen erwarten? Und doch will man den Geiz der Missionäre als die hauptsächlichste Ursache des Mißlingens betrachten und wirft besonders den Jesuiten beständig vor, sie seien nur darauf bedacht, Reichthümer zu erwerben und Schätze zu sammeln; aber die Erfahrung hat bereits das Gegentheil bewiesen, denn was fand man bei uns, als wir plötzlich und ganz unverhofft gleich den größten Missethätern festgenommen und in die abscheulichsten Kerker geworfen wurden? In der Kasse der Hauptresidenz Sena war ein Vorrath von etwa dreitausend Gulden, in den übrigen Residenzen aber hatte man nur Schulden zu bezahlen. Die Jesuiten besaßen zwar an vielen Orten liegende Güter, aber der Ertrag derselben reichte kaum hin, die Missionäre und die in den Residenzen nöthigen Diener zu erhalten. Uebrigens kann ich versichern, daß die Väter der Gesellschaft

[1]) Andere Berichte stimmen mit der Schilderung des Missionärs überein und daß es seitdem dort nicht besser geworden ist, beweist ein Aufsatz über den Zustand der portugiesischen Besitzungen an der ostafrikanischen Küste in der von H. Berghaus herausgegebenen „Zeitschrift für Erdkunde," Bd. X. S. 409 ff.

Jesu Tag und Nacht keine Mühe scheuten, sowohl Weißen als Schwarzen alles Gute zu erweisen und ihnen zu allem Nützlichen behülflich zu sein; sie versahen gewissenhaft ihre Pflicht im Predigen und Beichthören und hielten jeden Abend Christenlehre mit darauffolgenden der Zeit entsprechenden Andachten. Wenn ihnen aber trotzdem so wenige Bekehrungen gelangen und sie aus ihren Bemühungen so geringen Vortheil zogen, so tragen sowohl die obenerwähnten Ausschweifungen und der ärgerliche Lebenswandel, als auch die Dummheit der Mohren die größte Schuld. Ferner muß ich bemerken, daß die Mohren, welche keinen Glauben, keine Kirchen, keine Priester, keine Götzenbilder und keine Andachtsübung haben und nur ein höchstes Wesen, welches Alles regiert und erhält, erkennen, weit leichter zur Annahme des Christenthums zu bewegen wären, wenn dieses ihnen nicht vorschriebe, ihr ganzes Leben hindurch mit einem einzigen Weibe zufrieden zu sein, da sie jetzt so viele, als sie zu ernähren im Stande sind, haben dürfen, obgleich nur das erste, welches sie nehmen, als die eigentliche Ehefrau gilt, die übrigen aber als Kebsweiber betrachtet werden. Trotzdem jedoch habe ich in der Zeit meines kurzen Aufenthaltes nicht wenige erwachsene Leute und sehr viele Kinder getauft. Uebrigens unterliegt es, abgesehen von allem Andern, keinem Zweifel, daß die Missionäre aus dem Orden der Jesuiten sich unter den Mohren so aufgeführt haben, daß sie nicht nur bei diesen, sondern auch bei den Weißen in der höchsten Achtung standen, wie denn auch der portugiesische Hof gemessene Befehle nach den Colonien in Asien und Afrika gelangen ließ, daß die Statthalter

und andern Befehlshaber jedesmal, wenn etwas Wichtiges, das den Nutzen der ganzen Gemeinde beträfe, in vollem Rathe zu beschließen wäre, auch einen an dem betreffenden Orte sich aufhaltenden Jesuiten zuziehen sollten; — aber so pflegt sich die Welt zu ändern, in einem Augenblicke sind die Besten die Schlimmsten geworden, oder man hat sie vielmehr als solche ausgeschrieen und auch mit rücksichtsloser Strenge behandelt.

Nachdem der Befehl, uns als Staatsgefangene nach Portugal zu bringen, zu Mozambique eingetroffen war, führte man uns am 21. August 1760 unter militärischer Bedeckung mit gegen uns gekehrten Bajonetten auf das vor Anker liegende Schiff und gab uns die Hälfte der Kammer. Die Fenster waren vernagelt, die Thüre wurde versperrt und noch mit einer Schildwache versehen, und Niemand außer dem Kapitän und den Leuten, die uns zu bedienen hatten, durften mit uns umgehen oder reden; als jedoch das Schiff, welches bei günstigem Winde die Anker lichtete, die hohe See erreicht hatte, wurde unsere Behandlung eine andere und wir wurden während der ganzen Reise ungemein gut gehalten; der Kapitän ließ die vernagelten Fenster wieder öffnen, damit wir die frische Luft genießen konnten, erlaubte uns Messe zu lesen, jedoch in Gegenwart eines Offiziers, der uns diente, und bei der Tafel erschien das Beste, was im Schiffe war, sogar etwas portugiesischer Wein, und täglich bei dem Mittagessen frisch gebackenes Brod, auf dem Meere in der That zwei sehr kostbare Dinge. Der Himmel vergelte es ihm. Die Reise also war für uns sehr bequem, nur eine Marter hatten wir

auszustehen und diese verursachten uns die ungestümen Wanzen, die unsere Nachtruhe störten und uns fast auffraßen. Als wir am 27. September in den Hafen von Goa einliefen, ließ uns der Vizekönig durch ein Militärkommando abholen und in das Jesuitencollegium führen. Der dritte Stock, wohin alle Jesuiten, hundertunddreißig an der Zahl, gesperrt wurden, war schon ganz angefüllt und wir sieben aus dem Kaffernlande fanden in keinem Zimmer mehr Platz, mußten also auf dem Gange unser Lager aufschlagen. Im zweiten Stocke wohnten einige Franziskaner, die den Gottesdienst in der Kirche verrichten mußten, ferner einige Offiziere und königliche Beamte, im ersten endlich war die Militärwache untergebracht; rings um das Collegium war ein Cordon von heidnischen im königlichen Solde stehenden Asiaten gezogen. Diese raubten uns durch ihren beständigen Ruf „Wachet wohl" den nöthigen Schlaf und wir waren oft gezwungen, Geld durch die Fenster hinab zu werfen, damit sie nicht so laut schrieen und uns ein wenig schlafen ließen. Fast täglich wurde Jeder von uns von einem königlichen Beamten mit Namen aufgerufen, um zu sehen, ob keiner die Flucht ergriffen habe; wir durften mit keinem andern Menschen reden, noch weniger Jemand schreiben, mit einem Worte, alles war verdächtig und selbst die verstorbenen Jesuiten wurden noch von dem Leibarzte und einem Beamten untersucht, ob der Tod wirklich eingetreten und nicht Verstellung sei. Um die Schätze, die man versteckt glaubte, aufzusuchen, wurden sogar die Kloaken aller Häuser, welche die Jesuiten früher bewohnten, untersucht, aber man fand nichts weniger als Reichthümer.

Die meisten Ordensgenossen, besonders die älteren, schmeichelten sich indessen noch immer, dieses Ungewitter werde bald vorübergehen, und bildeten sich ein, es geschehe Alles nur, um uns zu demüthigen und auf die Probe zu stellen; ich aber war, wie ich schon meinen Freunden zu Mozambique erklärt hatte, der Meinung, daß unsere bis jetzt erduldeten Leiden nur ein Vorbild von weit schlimmeren seien, die noch über uns kommen würden, und ich hatte mich, wie man bald erfahren wird, nicht geirrt.

So mußten die unschuldigen Jesuiten mit Schande und Spott aus ihren Häusern in den fremden Welttheilen vertrieben werden, wohin sie nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Reise mit Aufopferung ihrer Gesundheit, nur allein um Gott und ihren Nebenmenschen zu dienen, gekommen waren, so wurden jetzt dieselben Jesuiten auf empörende Weise behandelt, die früher bei den Vizekönigen und den angesehensten Staatsbeamten in den höchsten Ehren standen, die alle Inländer sowohl als Portugiesen, Tag und Nacht mit Rath und That möglichst unterstützten, die in den Beichtstühlen und auf den Kanzeln eine unermüdliche Thätigkeit bewiesen, die so lange dem königlichen Krankenhause vorstanden und es auf das Beste besorgten, die endlich ihren Eifer in der Bekehrung der Ungläubigen auf so glänzende Weise zeigten und jährlich eine Menge Heiden durch die Taufe der katholischen Kirche einverleibten. Man hat uns beschuldigt, durch den Ertrag unserer Güter und durch wucherischen Handel große Geldsummen aufgehäuft zu haben und doch hat man bei unserer absichtlich eiligen Gefangennehmung nur das zur Deckung

der nöthigen Ausgaben vorräthige Geld gefunden. Welche Kosten aber die asiatischen und afrikanischen Missionen verursachten, wird man schon aus der einfachen Thatsache schließen können, daß die Reise eines einzigen Missionärs nach diesen entfernten Gegenden an tausend Gulden erforderte, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Hätte die Gesellschaft in der Verwaltung ihrer Güter nicht die gewissenhafteste Sparsamkeit beobachtet und stets das Ersparte für unvorhergesehene Nothfälle sorgfältig zurückgelegt, so würde sie nicht so Ersprießliches für die Bekehrung der Heiden in den entlegensten Theilen Ostasiens haben leisten können und noch viel weniger wäre sie im Stande gewesen, dem Könige von Portugal bei den unglücklichen Feldzügen in Asien, als die Maratten [1]) schon die Halbinsel Salsette [2]) erobert hatten und Goa bedrohten, große Summen Geldes, die sie zum Theil sogar durch Veräußerung ihrer Kirchenschätze zusammenbrachten, vorzustrecken, um die Forderungen des Feindes zu befriedigen.

Daß die zu den Heiden und Muhamedanern entsendeten Missionäre nicht von Almosen zu leben vermochten, versteht sich von selbst und sie konnten eines Zuschusses vom Mutterhause um so weniger entbehren, als die ihnen anvertrauten Christen selbst so arm waren, daß sie in gesundem und krankem Zustande kräftig unterstützt werden mußten; die Mis-

---

[1]) Ein kriegerisches Volk Hindostans, welches die inneren gebirgigen Gegenden der Halbinsel und einen Theil der Küste zwischen Surate und Goa bewohnt.

[2]) An der Küste von Decan, eigentlich Halbinsel.

sionäre selbst sahen sich genöthigt, ein unglaublich strenges Leben zu führen, um bei den überaus genügsamen Hindus ihr Ansehen nicht zu verlieren, wobei sie sich überdieß bequemen mußten, die Vorurtheile der verschiedenen Kasten möglichst zu schonen, denn die neubekehrten Christen konnten sich nicht entwöhnen, sich zu einer derselben, nämlich zu den Brachmanen, den Suttern oder den Farasen,[1]) zu zählen. Die ersteren sind so abergläubisch und hochmüthig, daß sie sich schämen mit den anderen zu handeln oder umzugehen, ja nicht einmal dulden, daß diese bei ihnen ein Licht anzünden, und diesen Stolz legen sie nicht ab, auch wenn sie Christen geworden sind. Anfangs waren die guten Missionäre in der größten Verlegenheit, weil sie es doch wenigstens dahin zu bringen wünschten, daß die Angehörigen aller Kasten zusammen in einer und derselben Kirche dem Gottesdienste beiwohnten; alle Bemühungen erwiesen sich aber als erfolglos, bis man auf den Gedanken kam, die Kirche in der Mitte so abzutheilen, daß die Leute aus den verschiedenen Ständen gesondert waren, aber alle auf den Altar sehen konnten. Die Brachmanen betrachten sich als Adelige und Gelehrte und verachten deßhalb die geringeren Leute, selbst die Missionäre dürfen sich nicht schlechtweg als Europäer einführen, sondern müssen sich römische Priester nennen. Wenn ein Missionär der Brachmanen einem Missionär der

---

[1]) Die Brachmanen oder Bramanen sind die Priester, Gelehrten und Staatsbeamten, die Suttern (Schudras) die Handwerker und Künstler, die Farasen (Parias) sind die gemeinen, als unrein betrachteten Leute.

Suttern oder Farasen auf der Straße oder an einem andern öffentlichen Orte begegnet, so darf er mit ihm, auch wenn er sein bester Freund und geistlicher Mitbruder ist, nicht sprechen oder umgehen. Viele Brachmanen essen auch nichts, was Leben gehabt hat, das heißt, weder Fleisch noch Fische, sondern nur Reis, Kräuter und Hülsenfrüchte; dieser Lebensweise muß sich auch der Missionär unterwerfen und wenn er nach irgend einem Unwohlsein zur Herstellung seiner Kräfte Fleisch genießt, so muß es im Geheimen geschehen, und ein zuverläßiger Diener beeilt sich, die Knochen und Federn sorgfältig zu vergraben. Ferner dürfen sie kein Geräthe gebrauchen oder haben, woran sich Leder befindet, so daß sogar das Brevier mit Tuch überzogen ist. Dieses Verbot beruht auf einer Religionsvorschrift, welche den Heiden gebietet, nicht nur die Ochsen, welche ihnen durch ihre Hülfe bei dem Ackerbau das Brod verschaffen, sondern überhaupt alles Vieh und sogar die giftigsten Schlangen anzubeten. Da nun die Christen mit den Heiden in den Dörfern vermischt leben, so müssen sie sich in die alten Gebräuche, die gerade nicht sündhaft sind, zu schicken wissen. Statt der Schuhe tragen sie ziemlich hohe hölzerne Sohlen, die zwischen der großen und der nächsten Zehe durch einen starken Nagel festgehalten werden, wie schwer es aber einem Europäer fällt, sich in diese und ähnliche Gewohnheiten zu fügen, bedarf keiner näheren Erörterung. Diesen strengen Gesetzen unterwerfen sich die Suttern jedoch nicht, denn sie essen Alles, auch Fleisch und Fische, weßhalb die Brachmanen mit Verachtung auf sie herabsehen; von beiden Kasten aber werden die Farasen

so sehr verabscheut, daß sie nicht in ihre Dörfer kommen dürfen, sondern zum Theil gezwungen sind, mit Weib und Kindern auf freiem Felde unter Zelten zu wohnen. Trotz allen diesen Beschwerden fühlten sich jedoch unsere Missionäre unter ihren Christen so glücklich, daß viele zwanzig Jahre und noch länger dort zubrachten und nur durch den Gehorsam wieder nach Goa zurückgebracht werden konnten, weil sie sich eher unter Engeln, als unter Menschen zu befinden glaubten, wie mir denn ein Ordensgenosse, der sich längere Zeit in einer solchen Mission aufhielt und zehn Jahre mit mir im Kerker saß, öfter sagte, daß der Beichtvater bei ihnen gar keine Sünde finde, um sie davon loszusprechen. Es gibt unter diesen Heiden auch eine Art Einsiedler, welche ein unbegreiflich strenges Leben führen, und Mönche die ihr Leben mit Betteln fristen, in besondern Dörfern wohnen und das Gelübde der Keuschheit beobachten.

Zu Ende des Novembers war das ganze Gebiet von Goa beschäftigt, alles Nöthige zu einer Reise von fünf Monaten für so viele Leute herbeizuschaffen. Jeder wußte dabei möglichst großen Gewinn zu machen und man sah gerne durch die Finger, um das Volk, welches sich nicht von der Wahrheit der uns aufgebürdeten Verbrechen überzeugen konnte, zum Schweigen zu bringen. Nachdem Alles zur Reise in Bereitschaft war, baten wir inständigst, man möge uns noch erlauben, beim Grabe des heiligen Franz Xaver unsere Andacht zu verrichten, erhielten aber eine abschlägige Antwort. Hierauf wurden uns Kleider und andere höchst nothwendige Dinge gereicht, keiner durfte aber irgend einen Gegenstand in seinen Koffer oder Reisesack

einpacken, ohne daß ihn vorher ein Beamter und ein Offizier genau untersucht hatten. Als wir am 21. Dezember während der Nacht unter starker Militärbedeckung aus dem Collegium nach dem Hafen geführt wurden, vergossen mehrere Offiziere, große und einsichtsvolle Männer, heiße Thränen über unser Elend, ein unwidersprechlicher Beweis, daß sie an unserer Unschuld nicht zweifelten. Man brachte uns auf mehr als zwanzig Booten, die einem kleinen Geschwader glichen, nach dem schon segelfertigen Schiff, die unbefleckte Empfängniß genannt. Drei von uns waren während des Aufenthaltes im Collegium gestorben, die übrigen hundert und sieben und zwanzig wurden auf dem Schiffe in der Kammer und auf der linken Seite des Ganges bis zum großen Maste mit Sack und Pack wie Häringe über einander geworfen, ein unmenschliches Verfahren, welches indessen der Vizekönig und andere königliche Beamte als die größte Heldenthat, die je die Portugiesen in den fremden Welttheilen vollbrachten, zu rühmen sich nicht geschämt haben. Der Kapitän, dem unser Jammer zu Herzen ging, ließ dem Vizekönige sagen, es sei ihm nicht möglich, die Jesuiten auf diese Weise lebendig nach Portugal zu liefern; seine Vorstellungen waren aber vergeblich und er erhielt noch außerdem den strengen Befehl, auf der Reise nirgends anzulegen, da doch sonst alle portugiesischen Seefahrer, welche von Goa nach der Heimath segeln, Brasilien berühren, um frische Lebensmittel einzunehmen und der Mannschaft einige Erholung zu gönnen. Zwei Tage und zwei Nächte war es uns aus Mangel an nöthigem Raume nicht möglich zu schlafen, denn wir konnten nur stehen

oder auf einander sitzen und doch durfte man nicht klagen. Nach und nach wurde jedoch unser Gepäck in dem zweiten und dritten Decke untergebracht und wir konnten uns wenigstens bequemer bewegen. Jeder suchte sich nun einen Winkel zu seiner festen Schlafstätte und ich hatte durch besondere Umsicht das Glück, unter eine Kanone zu kommen, aber auch da fehlten mir noch zwei Spannen Raum, um meine Glieder ausstrecken zu können. Niemand hätte uns in diesem Zustande ohne das innigste Mitleiden betrachten können. Alte, eisgraue, angesehene, gelehrte und heilige Männer sah man da auf einer Truhe, dort unter oder auf einer Kanone, oder auf dem Boden liegen und herumkriechen; wohin man blickte, gewahrte man nichts, als Elend und das größte Elend; die gefährlich kranken konnten weder die entsprechende Arznei, noch irgend eine Labung haben und die mit dem Tode ringenden fanden keine Stelle, um ruhig ihren Geist aufzugeben.

Auf der Höhe der Insel Mozambique änderte das Schiff seinen Lauf nach Süden, um durch den Kanal zwischen dem Festlande und der Insel Madagascar zu segeln. Durch die große Hitze und Feuchtigkeit verdarben jetzt unsere Lebensmittel auf eine erschreckende Weise. In dem Zwieback zählte man bald viererlei Arten von Insekten, das Wasser, welches von Würmern wimmelte, mußte durchgesiehen werden und war so stinkend, daß man es, ohne die Nase zuzudrücken, nicht trinken konnte. Aber auch dieser eckelhafte Trank ward uns sehr sparsam zugemessen, so daß es nicht hinreichte, das verbrannte scorbutische Blut einigermaßen zu erquicken. Dabei hatten wir

auf allen Seiten Mangel an den nothwendigsten Dingen, viele mußten aus Geschirren essen, die früher als Nachttöpfe gedient hatten, und zum Ueberflusse wurden wir, wie man sich leicht denken kann, voll Ungeziefer, das uns Tag und Nacht nicht wenig plagte. Endlich erkrankten nicht nur eine Menge Jesuiten, sondern auch viele Leute von der Mannschaft am Scorbut, gegen welchen wir keine anderen Hülfsmittel an Bord hatten, als einige elende Arzneien. Um einem unserer ältesten und angesehensten Ordensgenossen eine Labung in seiner Krankheit zu verschaffen, mußten wir eine Henne mit sechzehn Gulden bezahlen, später war frisches Fleisch um keinen Preis mehr zu haben. Ich gehörte noch zu den gesündesten, doch war ich am ganzen Leibe äußerst schwach und meine Zunge spaltete sich an verschiedenen Stellen, so daß ich bis zur Ankunft in Portugal die heftigsten Schmerzen erdulden mußte; der Scorbut äußert sich übrigens sehr verschieden und tritt je nach der Beschaffenheit des Körpers bei einem Menschen weit heftiger und gefährlicher auf, als bei dem andern. Wir erreichten mit fortwährend gutem und starkem Winde das Vorgebirg der guten Hoffnung und umsegelten es glücklich, so daß die Matrosen sagten, die Jesuiten erhielten von Gott den Wind, wie sie ihn verlangten. Das Schiff lief so schnell, daß es hinter sich eine fast eine halbe Stunde lange Straße zurückließ; während der Nacht sah man ringsum unzählbare Sternchen, die durch die starke Reibung des Fahrzeuges mit dem Meerwasser, welches viel Schwefel und Salz enthält, bei ruhigem Wetter entstehen. Besonders glänzten zwei lange und rauhe Taue, die

am Hintertheile des Schiffes auf beiden Seiten beständig nachgeschleppt werden, damit ein etwa aus Unvorsichtigkeit über Bord Gefallener sich daran festhalten und gerettet werden könne. Auf diese Weise hatten wir bereits die Linie erreicht, als uns auf einmal der Wind gänzlich verließ und das Schiff dreizehn bis vierzehn Tage feststand, als wäre es angeklammert. Waren wir vorher in Bedrängniß, so konnten wir uns jetzt wirklich elend nennen. Die Hitze war unerträglich und der Versuch, die herabgenommenen Segel als Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen auszuspannen, half nur wenig. Die längst verdorbenen Lebensmittel faulten immer mehr und das Trinkwasser, welches überdieß jeden Tag spärlicher ausgetheilt wurde, glich dem Inhalte einer Kloake. Wir fühlten uns alle unbeschreiblich schwach die Krankheiten nahmen überhand und es wurden immer mehr Todte ins Meer geworfen. Mit dem Begräbnisse macht man auf einer Seefahrt nicht viel Umstände; man legt den Leichnam, nachdem der Schiffskaplan die gewöhnlichen Gebete der Kirche über ihn gesprochen hat, auf ein langes Brett, bindet ihm einen Stein oder eine Kanonenkugel an die Füße und schiebt ihn in das Meer, wobei die Portugiesen den sonderbaren Gebrauch beobachten, daß sie dem Todten, wenn er unter dem Wasser verschwindet, eine glückliche Reise wünschen. Dreiundzwanzig Jesuiten traf dieses Schicksal, sie waren aber gewiß glücklicher als wir, denn sie entgingen dadurch allen Leiden, die uns noch erwarteten. Wir flehten in dieser Noth gemeinschaftlich zum Himmel um günstigen Wind und ich pflege seit dieser traurigen Zeit noch täglich die

Tagzeiten für die Verstorbenen zu beten. Es war ein herzbrechendes Schauspiel, wie ein anderes Schiff, während wir schon so lange an derselben Stelle fest lagen, in der Entfernung von etwa zwei Kanonenschüssen mit vortrefflichem Winde an uns vorübersegelte, und wer diese sonderbare Erscheinung nicht selbst mit angesehen hat, wird sie kaum glauben.

Nach vierzehn Tagen endlich wurde unser Gebet erhört, das Meer fing an sich zu kräuseln, ein kräftiger Wind fiel in die Segel und das Schiff setzte seinen Weg fort. Kaum hatte aber diese Plage aufgehört, als eine andere begann. Der Schiffskapitän hatte von dem Vizekönige zu Goa einen verschlossenen Verhaltungsbefehl empfangen, den er erst auf einem bestimmten Punkte der Reise eröffnen durfte. Er fand darin den Auftrag, sich zu überzeugen, ob keiner der Jesuiten etwas Werthvolles oder Verdächtiges mit sich führe. Es wurde also einer nach dem andern vorgerufen, um sich von dem Wachtmeister und dem Schreiber des Schiffes untersuchen zu lassen. Der Pater, welchen das Loos zuerst traf, mußte sich auf den Boden setzen; man zog ihm Schuhe und Strümpfe aus, als man aber auch an die Beinkleider kam, fing er an sich zu wehren und schrie, es sei nicht erlaubt, einen Priester auf so unanständige Weise zu entblößen. Der Kapitän, welcher auf den Lärm herbeieilte, erklärte nun, es genüge, wenn man die Taschen umkehre und den Leib überall betaste, ob nirgends Geld oder Kostbarkeiten verborgen seien. Auf diese Weise verfuhr man denn mit Jedem und durchwühlte die Betten, Koffer und sonstigen Behälter. Bei vielen wurde etwas Verbotenes gefunden, ich selbst

schwebte in der ängstlichsten Besorgniß und Verwirrung, den der Pater Provinzial hatte mir nach dem Tode einiger auf dem Schiffe verstorbenen Ordensgenossen vielen Goldsand eingehändigt, worüber ich, wenn sich die Gelegenheit biete, dem Pater General Rechenschaft ablegen sollte. Er war theils in dem Polster meines Bettes, theils in dem Kasten der Kanone, unter welcher ich mein Lager aufgeschlagen hatte, sorgfältig versteckt und wurde nicht gefunden. Er leistete mir und meinen Mitbrüdern später während unserer vieljährigen Gefangenschaft treffliche Dienste. Ferner besaß ich eine lange, aber feine von den Kaffern verfertigte goldene Kette, die ich in Tuch genäht gleich einer Schnur um den Leib trug, und ein goldenes Reliquienkästchen von Filigranarbeit; beide Stücke wurden ebenfalls gerettet. Nicht so glücklich war ein Laienbruder, welcher in einem ledernen Sacke, der ihm, wie es in Asien und Afrika der Bequemlichkeit wegen Gebrauch ist, statt des Koffers diente, eine wichtige Schrift verborgen hatte; sie wurde entdeckt und der Bruder im untersten Raume des Schiffes in den Pumpenkasten gesetzt, einen Ort, welcher wegen des Mangels an Luft und wegen der erstickenden Hitze einem Backofen gleicht und deßhalb als das fürchterlichste Gefängniß auf dem Schiffe gilt. Ich erbat mir einmal die Erlaubniß, meinen erbarmungswürdigen Bruder besuchen zu dürfen, und wurde an einem Stricke durch das Loch hinab gelassen. Der Gestank des dort angesammelten Seewassers war abscheulich; der arme Mensch lag da fast nakt und schwitzte doch am ganzen Leibe. Nach längerer Zeit wurde er auf vieles und unabläßiges Bitten doch los-

gelassen und uns wieder beigesellt. — Zu Ende des Aprils und zu Anfang des Mais war das Elend wirklich aufs höchste gestiegen, die halbverfaulten Lebensmittel gingen allmälig zu Ende und man sah sich bereits genöthigt, die schlechtesten Fische, die man sonst nie berührt, und andere abscheuliche Dinge zu essen. Der Kapitän und die drei Steuerleute litten am Scorbut und fast die meisten Jesuiten mußten mit dem heiligen Abendmahle, viele auch mit der letzten Oelung versehen werden und einer starb noch im Angesichte von Portugal. Wir hatten nur den einzigen Trost, daß täglich zwei von uns auf einem auf unsere Bitten errichteten Altare die Messe lesen durften und mich traf der glückliche Zufall, daß ich die letzte auf dem Schiffe las und die übrigen communiziren ließ. Am 20. Mai 1761 entdeckten wir nach einer ununterbrochenen Seereise von fünf Monaten Portugal und es gelang uns, noch an demselben Abend zu Lissabon vor Anker zu gehen. In der Nacht sprang der Wind um und wären wir nicht bereits im Hafen geborgen gewesen, so hätten wir vielleicht noch lange auf dem weiten Meer umherirren und theils aus Mangel an Nahrung, theils am Scorbut sterben können.

Neuntes Kapitel.

Ausschiffung und Verbringung der Missionäre in die Festung des heiligen Julian. — Nochmalige Untersuchung und Plünderung. — Abscheulich ungesunde Kerker. — Unwürdige Behandlung. — Schlechte Speise. — Vergebliche Hoffnung, die Freiheit zu erhalten. — Verunglückter Fluchtversuch eines Laienbruders und schlimme Folgen desselben. — Messe im Kerker. — Sinnreiche Weise, sich wechselseitig zu verständigen. — Behandlung der Kranken und Bestattung der Todten. — Gewöhnung an die Gefangenschaft. — Tagesordnung der Gefangenen. — Gefährlicher und theuerer Verkehr mit der Außenwelt. — Folgen der Aufhebung des Jesuitenordens. — Nachtheilige Unvorsichtigkeit. — Befreiung. — Thomans Heimkehr und Tod.

Wer hätte nicht erwarten sollen, daß wir nach so vielen ausgestandenen Leiden und Todesgefahren Gnade finden und wenigstens unser Elend mit der Verbannung aus dem Lande enden würde, das Schicksal hatte uns jedoch eine noch weit härtere Prüfung vorbehalten, denn kaum hatten wir uns am Morgen nach unserer Ankunft mit einigen vom Lande gebrachten frischen Lebensmitteln gelabt und noch den letzten Bissen des geschmackvollen Frühstücks im Mund, als ein Hofbeamter an Bord erschien und die mehr schuldigen Jesuiten von den übrigen absonderte; ich wurde stets zu den ersteren gezählt und meine Verbrechen bestanden darin, daß ich Jesuit, Missionär bei den Mohren und ein Ausländer war. Wir sechs noch übrigen von der afrikanischen Mission und sämmtliche Ausländer, achtzehn an der Zahl, wurden sogleich in einen hölzernen Verschlag gesperrt und am 24. Mai in zwei großen Booten von Bewaffneten in die drei Stunden von Lissabon entlegene Festung des heiligen Julian geführt, die übrigen wurden größtentheils nach Italien verbannt, nachdem sie die Frage, ob sie aus

der Gesellschaft Jesu austreten wollten, verneint hatten. Nur einige jüngere wurden, als man ihnen die Huld des Königs und goldene Berge versprach, abtrünnig, gewannen aber nichts dabei, sondern mußten gleich Gefangenen stets an ihrem Geburtsorte bleiben und sich von Zeit zu Zeit vor der Obrigkeit stellen. Das Predigen und Beichthören war ihnen untersagt und wer nicht von Hause einige Unterstützung hatte, mußte blos von den Meßstipendien leben; diese sind aber in Portugal nicht leicht zu bekommen und belaufen sich auf höchstens achtzehn Kreuzer. Außerdem wurden diese guten Leute von jedem redlichen Manne verachtet. Als wir gegen vier Uhr des Nachmittags hungrig und matt vor der Festung anlangten, führten uns Soldaten, die bereits auf uns warteten, obgleich es noch heller Tag war mit brennenden Laternen durch eine geheime Thüre sogleich in unterirdische, finstere, dabei neu gebaute und folglich sehr feuchte Kerker. Wir zitterten alle beim Hinabsteigen vor Schrecken und manche gingen nur mit der größten Behutsamkeit voran, weil sie fürchteten, durch Fallthüren hinabzustürzen. In den Gefängnissen war anfangs weder Stuhl, Bank oder Tisch, so daß wir genöthigt waren, uns auf die Pritsche zu legen und das Brevier als Kopfkissen zu gebrauchen, bis unsere elenden Betten vom Schiffe ankamen. Zuletzt brachte man auch unser Gepäck, nachdem es noch einmal streng durchsucht worden war und jeder Suchende davon genommen hatte, was ihm gefiel. Mein Koffer blieb vierzehn Tage aus und mir stand unterdessen nicht einmal ein anderes Hemd zu Gebot, um mich von dem Ungeziefer, welches uns allen die größte Be-

schwerde verursachte, zu reinigen. Unter andern mir sehr werthen Gegenständen befand sich in meinem Koffer ein zierliches Kästchen und darin eine kunstvolle Statue der heiligen Barbara, welche mein liebster Freund, der Laienbruder Paul Kehle aus Tyrol, dessen herrliche Arbeiten noch jetzt in Wien, Turin und Goa bewundert werden, geschnitzt hatte, ferner ein aus Elfenbein vortrefflich gearbeitetes, anderthalb Spanne hohes Crucifix. Die Statue soll dem Eigenthümer, einem portugiesischen Jesuiten, zugestellt worden sein; zu dem Crucifixe aber fühlte der Kommandant der Festung sehr große Lust, da er jedoch nicht die Verwegenheit hatte, es geradezu hinwegzunehmen, so legte er es, nachdem er es ehrerbietig geküßt hatte, wieder in den Koffer, indem er mit einem bedeutenden Blicke zu mir sagte: Ich würde Ihnen das Crucifix abkaufen, wenn ich das Geld dazu hätte; als guter Deutscher wollte ich aber diese in portugiesischer Sprache gemachte Bemerkung nicht verstehen; das Kunstwerk wurde also wieder in meinen Koffer gelegt. Später mußte ich deßhalb noch manche Widerwärtigkeiten ertragen, ich konnte mich aber nicht entschließen, es herauszugeben.

Unsere Kerker waren so frisch gebaut, daß der Eindruck der Finger in der Mauer zurückblieb und die gefährliche Ausdünstung des Mörtels verursachte bei mir eine höchst peinliche Engbrüstigkeit, womit ich vierzehn Jahre zu ringen hatte, und die mir durch den Abgang des Athems den kalten Schweiß austrieb, so daß ich nicht im Stande war, auch nur ein Wort mit meinem Kerkergenossen zu sprechen. Wer wäre überhaupt wohl im Stande, all das Elend, welches

wir sechzehn Jahre hindurch in diesen Löchern erdulden mußten, mit den entsprechenden Ausdrücken zu schildern? Wir saßen da ohne Tageslicht und ohne Luft, denn die Kerker hatten nur oben in der Wand eine vier Finger hohe und vier Spanne breite Oeffnung und die Thüren waren mit zwei Schlößern und einem starken Riegel verwahrt. Durch die beständige und besonders beim Regenwetter sehr große Feuchtigkeit ging Alles in Fäulniß über und der Kommandant sagte öfter: Alles verfault in diesen Kerkern, nur die gefangenen Patres wollen nicht verfaulen. Und doch war dieses gewiß sein Wunsch nicht, denn er wußte uns durch Recht und Unrecht so auszupressen, daß er, wie er selbst eingestand, nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern auch herrlich leben konnte. Manchmal waren die Kerker und besonders die Gänge vor denselben durch das hereinsickernde Regenwasser so sehr durchnäßt, daß die zu unserer Verpflegung bestellten Leute Bretter legen mußten, um zu uns kommen zu können. Anfangs befand ich mich mit einem andern Ordensgenossen in einem so kleinen und engen Kerker, daß uns kaum eine vor dem herabrinnenden Wasser gesicherte Stelle blieb, um unser Brevier zu beten. Außer den Wärtern sahen wir keinen Menschen und konnten also auch mit Niemand sprechen; wer es hätte versuchen wollen, einen Brief zu schreiben, würde sein Wagniß mit dem Leben gebüßt haben; sogar viele unserer Wohlthäter, welche mit den nach Italien verbannten Jesuiten einen geheimen Briefwechsel führten und verrathen wurden, sind dadurch unglücklich geworden. Man hat sie, obgleich sie den höchsten Ständen angehörten, nach Angola verwiesen,

wohin man nur jene zu schicken pflegt, die man nicht lange mehr unter den Lebenden wissen will. Unsere Kerkermeister waren Militäroffiziere und verfuhren mit uns in den ersten Jahren so unmenschlich, daß wir fast kein gutes Wort von ihnen erhielten. Wir gaben uns alle Mühe, sie zu besänftigen, aber obgleich wir ihnen manches Geldstück und andere werthvolle Dinge auf kluge Weise zuspielten, lange vergebens. Wir zitterten jedesmal, wenn wir zur ungewöhnlichen Zeit die festen Gitter, welche den Eingang zu den Kerkern schlossen, knarren hörten, und fürchteten nicht ohne Ursache, daß man einen oder den andern zum Tode abhole.

Des Königs Wille war, daß man uns, was Speise, Trank und Kleidung betrifft, behandeln solle, wie dieß in unsern Collegien der Fall war; er ließ auch für jeden täglich fünfzehn Groschen, nämlich zwölf für Essen und Trinken und drei für Kleidung, Tabak und andere kleine Bedürfnisse richtig auszahlen; wäre dieses Geld in unsere Hände gekommen, so hätten wir herrlich leben können. Obgleich anfangs viele von uns, wie ich erzählt habe, am Scorbut litten, so wurden sie doch ohne Rücksicht in den Kerker geworfen, doch starb keiner von ihnen, sondern alle waren im Gegentheile nach acht Tagen geheilt, was auf die einfachste Weise geschah. In der Frühe nämlich kamen die Wärter mit zwei großen Kannen, von denen die eine Thee von China, die andere Ziegenmilch enthielt, und jeder mußte eine Schüssel dieses zusammengemischten Getränkes verschlucken; des Mittags und des Abends erhielten sie gekochte Kräuter und darauf ein kleines Huhn mit Wasser und Brod.

Anfangs waren die Speisen für uns alle, wenn sie auch oft dürftig genug ausfielen, doch so zubereitet, daß man sie genießen konnte, später wurden sie aber schlechter, da der Kommandant die Lieferung derselben den Handwerksleuten der Festung übertrug, welche einen möglichst großen Vortheil aus diesem Geschäfte zu ziehen suchten. Jeder bekam seinen Antheil besonders. Zu Mittag brachte man uns immer dieselbe Suppe, nämlich eine Fleischbrühe oder, um genauer zu reden, ein gesalzenes warmes Wasser mit eingebrocktem Brode, aber keinen Löffel, denn die Portugiesen behaupten, eine solche Suppe schmecke weit besser, wenn man sie mit den Fingern esse. Der Suppe folgte ein kleiner Teller mit Reis und mit vier bis fünf Unzen nach portugiesischem Gebrauche versalzenem Rindfleische, nebst einem Stücke Brod und etwa einem Seidel Wein. Zum Nachtessen schickte man uns ein Stück Brod mit einigen Brocken von dem übrig gebliebenen Fleische, welches eckelhaft anzusehen und noch eckelhafter zu essen war, zuweilen auch ein Stückchen von einem gewöhnlich versalzenen oder stinkendem Fische, oder gekochte Kräuter, oder Salat mit einem Eie, oder auch rohe Eier. Wir konnten über die schlechte Zubereitung nirgends Beschwerde führen, denn der Kommandant bekam das Geld für unsere Speisung und lebte mit den Kostgebern in dem besten Einverständnisse; er nahm daher keine Klage und keine Vorstellung von uns an und so konnte Jeder ungestraft mit uns verfahren, wie er wollte. Dieses niederträchtige Verfahren war so empfindlich, daß Anton de Torres, ein früherer Provinzial, dem Minister Pombal sagen ließ: er sei ent-

schlossen, lieber sogleich den Kopf durch die Hand des Scharfrichters zu verlieren, als fortwährend mit einem langsamen Tode zu kämpfen, aber der Minister lachte dazu.

Im ersten Jahre unserer Gefangenschaft wurde die Prinzessin von Brasilien und jetzige Königin von ihrem ersten Prinzen entbunden und man versicherte uns, der König sei wirklich entschlossen gewesen, bei der so großen allgemeinen Freude über dieses glückliche Ereigniß auch den eingekerkerten Jesuiten Gnade angedeihen zu lassen, der Minister aber habe ihn davon abwendig gemacht, indem er ihm sagte: er könne dieß als unumschränkter Herr wohl thun, doch möge er auch zusehen, wie er nachher seine Krone auf dem Haupte behalte. Des Königs schwache Seite war eben, daß er in beständiger Angst schwebte, seine Krone zu verlieren; wir blieben also natürlich in unserm Gefängnisse, ahnten aber doch nicht, daß wir so lange darin schmachten müßten, bis der neugeborene Prinz sich verheirathen würde, und doch geschah es so. Wir waren aber unserer Unschuld bewußt und es wurde auch während der achtzehn Jahre der Gefangenschaft nie einer von uns wegen eines begangenen Verbrechens zur Rede gestellt, woraus man den sichern Schluß ziehen kann, daß selbst unsere Feinde von unserer Unschuld überzeugt waren. Wir lebten deßhalb trotz aller Drangsale so vergnügt und guten Muthes, daß die Leute der Festung sich nicht wenig darüber wunderten. Einer von uns ersann ein Mittel, die Kerkerthüren zu öffnen, und verschaffte dadurch allen eine außerordentliche Linderung in ihren Trübsalen, denn wir bekamen auf diese Weise etwas mehr

und frischere Luft und konnten einander besuchen, trösten und nach Kräften helfen, wir mußten jedoch mit Vorsicht verfahren, damit die Schildwachen und Kerkermeister nichts davon merkten. Wir verfertigten deßhalb eine Art Schuhe von Tuch, um beim Gehen kein Geräusch zu machen, und setzten die Thüren jedesmal in den vorigen Stand, um keinen Argwohn zu erregen. Wir genossen aber kaum zwei Jahre diesen Vortheil, denn ein Laienbruder zerstörte durch den Versuch zur Flucht unser Glück. Er hatte mit einem Soldaten verabredet, ihm für eine bestimmte Summe zur Freiheit zu verhelfen, dieser entdeckte aber, nachdem er das Geld in Händen hatte, Alles dem Kommandanten und dieser kam am festgesetzten Tage um elf Uhr des Nachts unvermuthet mit vielen Offizieren und Soldaten in die Gefängnisse hinunter, fand einige Thüren geöffnet und einige Jesuiten im Gange und glaubte daher, wir hätten alle die Absicht, flüchtig zu gehen. Mein Genosse und ich befanden uns ebenfalls in andern Kerkern, um uns mit unsern Freunden zu unterhalten, als wir aber das Getöse hörten, liefen wir eiligst in unser Gefängniß und verschlossen die Thüre so gut, daß man uns für unschuldig hielt. Es ging jetzt übrigens zu, wie am jüngsten Tage, alle Thüren wurden geöffnet und alles genau durchsucht. Am folgenden Tage erschienen Maurer, Schlosser und Schmiede, um starke Riegel und bessere Schlösser anzuschlagen, denn die Kerkermeister waren alle gegen uns im höchsten Grade aufgebracht und forderten von jedem die falschen Schlüssel, die wir nach ihrer Meinung gehabt haben müßten, überall aber händigte man ihnen einige gekrümmte

Nägel und andere Eisenstücke ein, die mit alten Lumpen überzogen waren, um in den Schlössern kein Geräusch zu machen. Sie konnten zuletzt sich selbst bei der Untersuchung dieser elenden Werkzeuge des Lachens nicht enthalten und da sie überzeugt sein mußten, daß wir nicht die Absicht gehabt haben konnten, durch so viele verschlossene Thüren und Wachen durchzubrechen und die Flucht zu ergreifen, so verlor sich nach und nach das Ungewitter.

Am meisten schmerzte es uns, daß wir früher so angesehene Priester und Missionäre nun ohne Sakramente, ohne heilige Messe und sogar ohne österliche Communion leben mußten. Um die Osterzeit baten wir zwar fast täglich, man möge uns das Abendmahl reichen lassen, um dem Gebote der Kirche Genüge zu leisten, wir erhielten jedoch endlich die Antwort, wir hätten schon dadurch, daß wir die Communion verlangt, unsere Pflicht erfüllt, zu dem wirklichen Empfang derselben möchten wir uns keine Hoffnung machen. Wir sannen nun auf Mittel, im Gefängnisse Messe lesen zu können, und nachdem wir bei einer allgemeinen Berathung darüber einig waren, daß es erlaubt sei, in einem Kerker diese heilige Handlung zu verrichten, trafen wir die nöthigen Anstalten. Wir verlangten von unsern Kostgebern und Kerkerwärtern bald dieses, bald jenes und brachten endlich nicht nur die nöthigen Paramente, sondern auch eine zwar anfangs sehr mangelhafte, später aber wirklich schöne Verzierung des Altars zusammen. Das Meiste richtete ich mit meinem Goldsande aus und ich war auch der erste, der im Kerker Messe las. Das Meßgewand, die Alben und sonstige Paramente verfertigte ich selbst

nicht nur für mich, sondern auch für die andern; es gelang mir auch, auf dem kleinen Feuer meiner Lampe Hostien zu backen, wozu ich zwei viereckige Eisen gebrauchte, deren Bestimmung wohl Niemand errathen hätte; anfangs kostete mich die Arbeit zwar große Mühe, aber ich brachte es durch die Uebung dahin, daß ich in dieser Bäckerei eine wirkliche Meisterschaft erlangte. Der Trost, wenigstens an den Sonntagen und Kirchenfesten Messe lesen zu können, war unbeschreiblich; Mühe und Kosten waren freilich nicht gering; dabei hatten wir mit einigen Mitgefangenen zu kämpfen, welche es für unerlaubt hielten, eine so heilige Handlung in einem schmutzigen Kerker zu wagen, und überdieß mußten wir in beständiger Furcht leben, entdeckt zu werden. Gott segnete aber augenscheinlich unser Unternehmen und gegen das Ende unserer Gefangenschaft erhielten wir von dem Kommandanten die Erlaubniß, Messe zu lesen.

Am 11. Juli 1767 wurden neununddreißig Jesuiten aus der Festung genommen und nach Italien verbannt, die leeren Kerker aber bald mit andern, meist alten und kranken Männern, gefüllt. Ich benützte diese Gelegenheit, eine in lateinischer Sprache verfaßte Gedenkschrift durch einen meiner besten Freunde, welcher sich unter den Entlassenen befand, nach Wien zu senden, worin ich der Kaiserin Maria Theresia auf die nachdrücklichste Weise das Elend der zwölf in den Kerkern von Sanct Julian schmachtenden deutschen Jesuiten schilderte. Ob diese Vorstellung an die Kaiserin gelangte und ob sie Beachtung fand, weiß ich zwar nicht, doch versicherte der österreichische Gesandte nach unserer endlichen Erlösung, er habe auf

kaiserlichen Befehl dreimal um unsere Befreiung gebeten, aber stets ohne Erfolg. Wir leisteten den Neuangekommenen, welche über ihr Unglück in Verzweiflung waren und von denen mehrere auch in der Gefangenschaft ihren Verstand gänzlich verloren, alle mögliche Hülfe und ich ließ zwölf Unzen Goldsand in Geld umsetzen, um es unter sie zu vertheilen; auch der neue Kommandant, welcher kurz vorher den früheren abgelöst hatte, verfuhr gelinder mit ihnen, denn er ließ sie alle in die Kerker eines besonderen Ganges setzen, versperrte diesen nur mit einem starken hölzernen Gitter und ließ die Thüren der einzelnen Kerker offen, in die Mitte des Ganges wurde eine lange Tafel zum Speisen und Arbeiten, und am Ende ein Altar zum Messelesen gesetzt. Mein Kerkergenosse und ich waren durch Noth und Uebung Schneidermeister geworden und verfertigten für sie aus geblümtem Atlas, den sie aus Lissabon kommen ließen, Meßgewänder in solcher Vollkommenheit, daß sich selbst weltliche Leute über unsere Arbeit wunderten. Ich verlegte mich auch darauf, aus sogenanntem Papieratlas und andern gesammelten seidenen Fleckchen Blumen zu machen, und brachte allmälig an hundert Büschel zusammen, welche theils auf unsern, theils auf den Altären außer der Festung gelegener Kirchen aufgestellt wurden. Ja sogar manches Frauenzimmer auf der Festung ließ sich von mir solche Blumen zur Kopfzierde erbitten, ich entsprach aber diesen Bitten nicht, weil ich es für sündhaft hielt, mit meiner Kunst der Ueppigkeit zu dienen. Mit diesen und ähnlichen Arbeiten verkürzten wir uns die Zeit, da wir sonst vor Langeweile hätten sterben müssen. Die übrigen

Jesuiten trieben ebenfalls verschiedene Handarbeiten und es war traurig anzusehen, wie eisgraue Männer mit Brillen auf der Nase ihre zerrissenen und halbverfaulten Kleider ausflickten. Einige zupften Wolle, um Matratzen zu machen oder auszubessern, andere spannen Baumwolle, um Strümpfe, Schlafhauben und Handschuhe zu stricken. Wir hatten auch einen Spengler, welcher verschiedene Blechgeschirre verfertigte, auch bereitete man guten Schnupftabak, Chokolade und mit Hülfe einer kleinen Presse aus gekauften Trauben einen guten Wein, den man zur Vollbringung des Meßopfers gebrauchte, da man uns den täglichen Wein bis auf ein geringes Maß entzogen hatte, weil er nach der Ansicht des Kommandanten kein nothwendiges Lebensmittel war, ein großer Irrthum, denn nur dieser Trank hatte uns schwache Leute in den feuchten Kerkern so lange aufrecht erhalten.

Da die in verschiedenen Gefängnissen sitzenden Jesuiten in den ersten Jahren nicht die geringste Gemeinschaft mit einander haben durften, so erfand einer von ihnen eine neue, gewiß sonderbare Sprache, wodurch wir trotz aller Absonderung mit einander reden konnten. Die einzelnen Buchstaben und somit ganze Worte und Sätze wurden durch die verschiedenen Töne einer Pfeife oder durch einen Stein, womit wir nach gewissen Regeln, stark an die Mauer klopften, ausgedrückt; die Regeln oder den Schlüssel zu dieser Sprache schickten wir einander heimlich durch die Buben zu, die uns die Speisen und andere Nothwendigkeiten brachten. Das bombenfeste Gewölbe, unter welchem sich alle Kerker zusammen befanden, kam uns hierbei gut zu statten, da es den Widerhall sehr verstärkte.

Anfangs kostete uns zwar eine solche Unterredung erstaunliche Mühe, durch die tägliche Uebung gewannen wir aber allmälig eine wunderbare Fertigkeit, uns auszudrücken und zu verstehen. Lange Zeit blieb diese Unterhaltung den Kerkermeistern verborgen und als sie das Geheimniß durch die Unvorsichtigkeit eines Klopfenden erfuhren, legten sie keinen Werth auf die Entdeckung. Wir berichteten uns auf diese Weise die verschiedenen Neuigkeiten, die wir unsern Wärtern zu entlocken wußten, die sich oft wiederholenden Gerüchte von unserer baldigen Befreiung und das Befinden der kranken Genossen oder ihren Tod. Zu den Kranken kam nie ein geprüfter Arzt, sondern ein unerfahrener Chirurg, der alle Krankheiten mit Wasser heilen wollte, war unsere einzige Zuflucht. Er verordnete Fußbäder, Thee, laues Wasser mit etwas Zucker und Klystiere von klarem Wasser. Gegen die Engbrüstigkeit, an der wegen allzu großer Feuchtigkeit und wegen Mangel an reiner Luft viele von uns litten, gab es nach seiner Behauptung kein Mittel und wir mußten vierzehn Jahre an diesem Uebel leiden, bis ich endlich wenigstens eine Linderung eines so angstvollen Zustandes entdeckte, nämlich das Süßholz, welches wir in Wasser kochten und dann den wohlthuenden Trank lau schlürften. Ich schmauchte dabei in aller Frühe und des Abends eine Pfeife Tabak und enthielt mich, so viel es nur möglich war, aller gesalzenen Speisen und des Baumöls; ferner nahm ich zweimal im Jahre ein Purgirmittel und ließ mir zuweilen eine Ader öffnen, doch mußte man mit diesem Mittel sehr behutsam sein, weil es die Kräfte sehr verminderte. Unser Chirurg wollte von dieser Heilmethode

nichts wissen, dagegen verordnete er gegen die Wassersucht den Urin einer schwarzen Kuh und einem armen Pater, der an einem Leibschaden litt, stieß er die Därme mit dem Degengefäße zurück und beförderte ihn auf diese Weise in einigen Tagen in die Ewigkeit. Trotzdem wurde er sehr gut belohnt und zum Regimentswundarzte ernannt. Als wir ihn nach unserer Befreiung einigemal besuchten, versicherte er uns, er hätte uns auf Befehl des Kommandanten auf diese Weise behandeln müssen, weil jede andere Kur zu theuer gewesen wäre. Ehe man einen Kranken mit den heiligen Sakramenten versehen ließ, mußte der Chirurg betheuern, daß keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung sei. Brachte der Festungspfarrer das Abendmahl in den Kerker, so mußte er es unter seinem Mantel ohne Licht und ohne Begleitung tragen. Nur ein einziges Mal wurde es aus einer mir unbekannten Ursache auf Befehl des Kommandanten mit brennenden Kerzen und unter Begleitung vieler Offiziere und Soldaten zu einem sterbenden Jesuiten gebracht, welcher in seiner Freude eine so rührende Anrede hielt, daß viele der Anwesenden in Thränen ausbrachen, weßhalb wahrscheinlich später nie mehr die letzte Wegzehrung auf feierliche Weise gereicht wurde.

War ein Jesuit gestorben, so hüllte man ihn in sein Todtenkleid und ließ ihn so liegen, bis beim Eintritte der Nacht die Buben, welche uns bedienten, den Leichnam in eine offene Truhe legten und ihn ohne Priester, ohne Kreuz und ohne Licht hinauf in die Kirche schleppten, wo er, nachdem der Pfarrer bei verschlossenen Thüren die gewöhnlichen Gebete ge-

sprochen hatte, in eine Grube versenkt und die auf ihn geworfene Erde so lange gestampft wurde, bis sie dem Boden wieder gleich war. In Portugal wird nämlich Jeder, mag er geistlich oder weltlich, reich oder arm sein, in der Kirche begraben, und zwar nicht in einer Truhe, sondern nur in seinen Kleidern. Auf diese Weise wurden während meiner Gefangenschaft siebenunddreißig in den Kerkern gestorbene Jesuiten bestattet, und doch war diese Zahl verhältnißmäßig immer noch klein, wenn man die Drangsale und Beschwerlichkeiten erwägt, die wir ertragen mußten. Aber vielleicht erhielt gerade diese schlechte, ärmliche Verpflegung uns so lange am Leben, denn unsere geschwächten Mägen wären bei dem Mangel an frischer Luft und aller Bewegung gewiß nicht im Stande gewesen, viele und köstliche Speisen zu verdauen, daher einer meiner Mitgefangenen eines Tages mit Recht sagte: „Der Pombal, welcher uns doch aus dem Wege räumen wollte, hat weit gefehlt, daß er uns nicht täglich recht herrlich bewirthen ließ." Wir wären gewiß auf diese Weise in kurzer Zeit gestorben und hätten ihm die Unkosten, die wir so viele Jahre verursachten, erspart. In der letzten Zeit unserer Gefangenschaft wurden wir freilich etwas besser gehalten; da die Thüren nach den Gängen gewöhnlich offen gelassen wurden, so konnten wir nicht nur in denselben herumgehen und einander besuchen und trösten, sondern auch etwas frischere Luft genießen. Die Speisen wurden uns jedoch fortwährend sehr spärlich gereicht und waren stets schlecht zubereitet. Wir mußten deßhalb unsere Zuflucht zu dem wenigen eigenen Gelde nehmen und uns zuweilen irgend eine

Speise auf unsern Lampen bereiten. Anfangs erquickten wir uns an dem guten Weine, den man uns reichte, später aber ging es mit dem Weine, wie mit den Speisen, und wir erhielten ein Getränk, das kaum als Essig gelten konnte. Wir beklagten uns öfter und machten dem Kommandanten wiederholt Vorstellungen, bis er das Getränk einmal versuchte und uns ärgerlich den Rath gab, wir sollten uns von unsern Kostleuten statt des Weines den Betrag an Geld geben lassen. Dieß geschah denn auch und war für uns ein großer Gewinn, denn wir konnten uns von diesem Gelde Kaffee, Chokolade, Zucker und andere Bedürfnisse kaufen. Ich bin wiederholt gefragt worden, ob mir eine sechzehnjährige Gefangenschaft nicht wie eine Ewigkeit vorgekommen sei, und ich antwortete stets mit einem aufrichtigen Nein. Ich muß sogar im Gegentheile bekennen, daß wir oft über den zu schnellen Lauf der Zeit klagten, denn nachdem wir einmal überzeugt waren, daß wir wenig oder gar keine Hoffnung zu Erlangung der Freiheit hatten, ergaben wir uns in den göttlichen Willen. Diese Ergebung, die Gewohnheit, unsere Tagesordnung und die Handarbeiten, woran es uns nie fehlte, ließen uns das Elend unseres Schicksals vergessen. Ich fühlte nur meine Engbrüstigkeit, die mich vierzehn Jahre so sehr quälte, daß sie mir oft den kalten Schweiß austrieb; manchmal konnte ich kein Wort reden und war wegen Mangel an Athem nicht im Stande, ein Ave Maria zu beten; in den letzten zwei Jahren ward ich aber durch die oben erwähnten Hülfsmittel fast ganz von dieser Qual befreit.

Die Tagesordnung, welche mein Kerkergenosse

und ich uns vorschrieben und zehn Jahre streng beobachteten, war folgende. Um fünf Uhr des Morgens verließen wir unser ärmliches Bett, welches aus einem gleich einer Matratze fest genähten und folglich steinharten Strohsacke, aus Leintüchern und einer groben wollenen Decke bestand und auf einem Schragen lag. Ich schmauchte alsdann sogleich wegen meiner verschleimten Brust eine Pfeife Tabak und setzte ein Gefäß mit Wasser auf die Lampe, um den Kaffee zu bereiten. Unterdessen verrichteten wir, bis das Wasser kochte, unsere Morgenandacht und beteten das Brevier, sodann tranken wir den Kaffee und hielten darauf eine Betrachtungsstunde. Nach dieser nahm jeder seine Handarbeit vor und nähte Hemden, Leintücher, Beinkleider oder Strümpfe. Unterkleider und Strümpfe von Tuch waren in dem Kerker besonders nöthig, um vor dem vielen Ungeziefer Ruhe zu haben. Hatte ich keine solche Arbeit, so unterhielt ich mich damit, Blumen zu machen, mein Genosse aber trennte alte unbrauchbare Strümpfe auf, klöppelte daraus viele hundert Ellen Schnüre, wozu ihm als Werkzeug nur zwei mit alten Lumpen umwickelte Ziegelsteine zu Gebot standen. Die Schnüre vertheilte er unter die bedürftigen Mitgefangenen. Diese Arbeit dauerte bis zehn Uhr, dann folgten verschiedene Andachtsübungen bis gegen eilf Uhr, um welche Stunde uns das Mittagessen gebracht wurde. Nach diesem besuchten wir die übrigen Mitbrüder, wenn manchmal aus Gnade die Thüre offen gelassen wurde, wo nicht, so unterhielten wir beide uns miteinander oder fragten und antworteten den übrigen mit Hülfe unserer Pfeife und hielten dann Mittagsruhe. Nach dieser nahmen

wir wieder das Brevier zur Hand und arbeiteten dann bis zur Zeit, wo es gestattet ist, für den folgenden Tag die Metten zu beten; später lasen wir ein geistliches Buch und einige Kapitel aus der heiligen Schrift und arbeiteten bis halb acht Uhr. Nun wurde wieder gebetet bis zum Nachtessen, welches um acht Uhr kam und während dessen die zu unserer Bedienung bestimmten Buben den Kerker scheuerten. Nach dem Essen ward die Thüre geschlossen und fest verriegelt; wir schwatzten noch einige Zeit mit einander oder pfiffen den übrigen, erforschten unser Gewissen und legten uns zur Ruhe.

Ich habe einigemal den Kerker gewechselt, in der Absicht, meine beängstigende Engbrüstigkeit los zu werden oder mir wenigstens einige Linderung zu verschaffen, wofür ich aber den Kerkermeistern vieles Geld bezahlen mußte. In dem Kerker, welchen ich während der letzten zehn Jahre bewohnte, hatte mein Vorgänger ein Loch durch die Mauer gegraben, welches in den daran stossenden Kerker mündete und uns, da wir es nach Belieben öffnen und schließen konnten, große Dienste leistete. Es war durch ein davor aufgehängtes Täfelchen verborgen und wurde nie entdeckt; wer hätte auch wohl argwöhnen können, daß wir im Stande seien, eine Mauer von der Dicke eines halben Klafters zu durchbrechen. Ferner befand sich unter der Thürschwelle eine ziemlich große Lücke, durch welche wir Manches hinaus und herein schieben konnten; auch unsere Katzen, welche gegen die Mäuse, welche alles zernagt und aufgefressen haben würden, sehr nöthig waren, hatten wir abgerichtet, daß sie mit einem angehängten Briefchen von einem Kerker zum

andern gingen. Die uns bedienenden Buben waren ebenfalls auf unserer Seite und ließen sich dazu brauchen, nothwendige Dinge zu kaufen, Briefchen zu bestellen und andere Aufträge zu besorgen. Sie wurden zwar manchmal durchsucht, da aber unsere Briefe mit Ziffern und versetzten Buchstaben geschrieben waren, so konnte eine etwaige Entdeckung uns keinen Nachtheil bringen. Diese Buben scheuten sich zwar nicht, uns bei dem Einkaufe verlangter Gegenstände zu bestehlen und zu betrügen, wir mußten ihnen aber glauben und durch die Finger sehen. In der letzten Zeit bekamen wir sogar auf diese Weise, obschon mit bedeutenden Unkosten, den monatlich erscheinenden spanischen Merkur, welches uns unterirdischen Gefangenen Kunde gab von den Begebenheiten auf der Oberwelt, obschon uns die fortwährenden Nachrichten von den mit jedem Tage zunehmenden Verfolgungen des Jesuitenordens an allen Orten sehr kränkten und betrübten. So suchten wir uns fortwährend auf jede Art zu zerstreuen, obschon wir Alles, was uns von außen zukam, mit dem allerhöchsten Preis bezahlen mußten. Für eine elende halbstündige Sanduhr, die man in Deutschland um einen Groschen kauft, mußte ich das Zwölffache opfern; man konnte jedoch nichts weiter thun, als schweigen und zahlen, was gefordert wurde, da die Besorgung, welche heimlich geschehen mußte, stets als eine Gnade betrachtet wurde.

Am 9. September 1773, also an demselben unglückseligen Tage, auf welchen meine Gefangennehmung in Afrika fiel, erschien der Kommandant unserer Festung mit einem Auditor und einem Schreiber, die Gefängnisse wurden geöffnet und die Jesuiten erhielten

Befehl, sich alle in einem großen Gange zu versammeln. Hier zog der Auditor das Breve des Papstes Clemens XIV. hervor, wodurch die Gesellschaft Jesu aufgehoben wurde, und übergab es dem Schreiber. Dieser las uns sowohl diesen für uns so schrecklichen Machtspruch des Vatikans, als auch eine Erklärung des Königs vor, wodurch uns bedeutet wurde, daß wir trotz der Aufhebung unseres Ordens dennoch in der Festung zu verbleiben hätten. Nach dieser Mittheilung, die für uns alle ein Donnerschlag war, zog man uns das schon zerrissene Jesuitenkleid aus und schickte uns halbbekleidet in die Kerker zurück. In der Hauptstadt wurde dieses Ereigniß durch einen Dankgottesdienst und durch Beleuchtung der Häuser gefeiert, während wir Armen in unsern Gruben weinten und jammerten. Wir waren lange Zeit so untröstlich, daß uns weder Speise noch Trank schmeckte und uns selbst der nöthige Schlaf fehlte. Der Kommandant kam zwar nach einigen Tagen, um uns zu trösten, als wir aber dennoch fortfuhren zu seufzen und zu weinen, stampfte er zornig mit den Füßen und bemerkte uns barsch, der König wolle durchaus nicht, daß man wegen der Vertilgung der Gesellschaft Jesu Betrübniß zeigen solle, er gebe uns also den wohlmeinenden Rath, ferner unsere Seufzer zu sparen und uns nie mehr mit nassen Augen erblicken zu lassen. Alsbald wurden wir, wie die Galeerensclaven, mit Tuch von verschiedenen Farben, ja nicht einmal einer wie der andere, bekleidet und wären wir in diesem Anzuge zusammen öffentlich erschienen, so hätten wir gewiß die schönste Faschingsmaskerade vorgestellt. Wir baten um schwarze Kleider, man erwi-

derte uns aber, dieses Begehren sei nur Jesuiten-schwärmerei und Fanatismus. Man verfuhr jetzt überhaupt weit härter mit uns, als früher, und beschimpfte uns, wo sich nur eine Gelegenheit bot. Beklagten wir uns bei dem Kommandanten, so gerieth er in Wuth, nannte uns undankbare Leute, denen er doch die Kerker zuweilen offen lasse und Messe zu lesen gestattet habe, und drohte, wenn wir nicht aufhören würden zu klagen, uns diese Vergünstigungen wieder zu entziehen. Der Mangel an der nöthigen Kleidung und Wäsche, obgleich beides nicht schlechter sein konnte, war ebenfalls sehr empfindlich, denn verlangte man ein Hemd, so konnte man einige Monate warten, bis man es erhielt. Zu dieser Zeit ließen ich und mein Kerkergenosse uns eine Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, die uns beinahe das Leben gekostet hätte. Ein niederländischer Ingenieur wurde nämlich wegen eines ihm zur Last gelegten Staatsverbrechens in ein neben dem unsrigen befindliches Gefängniß gesetzt; wir hatten Mitleid mit dem Unglücklichen, trösteten ihn schriftlich, riethen ihm, wie er sich gegen unsere Kerkermeister, verhalten solle, und zeigten ihm, wie er das Schloß öffnen und zu uns gelangen könne, um sich die Zeit zu verkürzen. Da aber der allzukluge Mann sich die Gunst des Kommandanten erwerben wollte, so schickte er ihm unsere Briefe, worin er durchaus nicht geschont war. Er wüthete und tobte, als er diese Entdeckung machte, und sprach offen seinen Entschluß aus, mit uns auf das schärfste zu verfahren, uns zu trennen und uns ohne Licht bei Wasser und Brod unbarmherzig verschmachten zu lassen. Als wir diese Drohung durch

einen guten Freund erfuhren, geriethen wir in nicht geringe Angst und fanden kein anderes Mittel, uns aus dieser furchtbaren Verlegenheit zu helfen, als daß wir den Beleidigten ersuchen ließen, zu uns kommen zu wollen, damit wir ihm Abbitte thun und alle mögliche Genugthuung leisten könnten. Als er auch wirklich erschien, fielen wir ihn sogleich zu Füßen, entblösten die Schultern, fingen an uns zu geiseln und baten weinend um Verzeihung. Dieses seltsame und unverhoffte Schauspiel rührte ihn; er hob uns von dem Boden auf, warnte uns vor einem wiederholten Vergehen dieser Art und verzieh uns. Er hat in der That auch nie mehr diese Sache uns vorgeworfen oder auf irgend eine Art entgelten lassen.

Am 24. Februar 1777 wurden auf der Festung in jeder halben Stunde die Kanonen gelöst und wir schlossen aus diesem in Portugal bei dem Tode eines Königs gebräuchlichen Zeichen, daß Joseph I. gestorben war. Wir konnten von Maria Francisca Isabella, seiner Tochter und Nachfolgerin, eine baldige Erlösung hoffen und schon am 20. März erschien ein Hofbeamter, um uns ausgemergelten und halbtodten Gefangenen die Freiheit anzukündigen, doch war mit der freudigen Botschaft die harte Bedingung verbunden, daß keiner das Gefängniß verlassen dürfe, bis er seine Versorgung außer demselben nachweise. Wir erhielten indessen die Erlaubniß, auf der Festung überall frei umher zu gehen und uns mit den Bewohnern derselben zu unterhalten, die Verpflegung blieb übrigens so schlecht, wie vorher; doch mußten viele von uns froh sein, diese noch ferner genießen zu können, da sie von ihren Familien wenig oder

gar keine Hülfe zu erwarten hatten und nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten; in der größten Verlegenheit war ich, da ich niemals einer europäischen Provinz des Jesuitenordens, sondern nur der asiatischen Provinz Goa als Missionär einverleibt war und nicht wußte, ob ich irgendwo in meinem Vaterlande einen Aufenthalt und die Mittel zu meinem Auskommen finden würde. Das Versprechen Joaos de Castro, des Statthalters einer königlichen Provinz, mich zum Hofmeister seiner Söhne anzunehmen, erwies sich als trügerisch und ich fühlte mich völlig verlassen bis der österreichische Gesandte, Ritter Adam von Lebzeltern, nach vergeblicher Bemühung von der portugiesischen Regierung ein Haus zum Aufenthalte der deutschen Jesuiten bis zu ihrer Abreise zu erhalten, uns in seinen prächtigen Palast aufnahm und herrlich bewirthen ließ. Er hatte uns in dem Gefängnisse besucht und gestand später selbst, daß er während seines kurzen Aufenthaltes darin sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Um sich einen Begriff von der ungesunden Luft, welche wir so viele Jahre einzuathmen gezwungen waren, machen zu können, will ich nur noch zum Schlusse auf einen der Kerker zurückkommen, worin drei Jesuiten lagen und welcher so feucht war, daß an den Mauern ein grünliches Gemüse wuchs; ließ man Kerne einer Melone oder einer andern Frucht auf den Boden fallen, so fingen sie an zu wachsen und Blätter zu treiben die verkümmerte Pflanze wandte sich aber immer nach der Thüre hin, um einige Luft zu bekommen; steckte man ein Stück Rohr in die Mauer, um irgend einen Gegenstand daran aufzuhängen, so fing es ebenfalls an

zu sprossen, und beim Erwachen waren die Decken auf den Betten stets so naß, als wenn während der Nacht ein reichlicher Thau gefallen wäre.

So schildert Thoman ein Gefängniß, worin er sich, wie er selbst gesteht, endlich sogar behaglich fühlte und dem er, als das Schiff, welches ihn nach Italien bringen sollte, an ihm vorübersegelte, noch ein herzliches Lebewohl sagte. Von Genua, wo er ans Land stieg, begab er sich über Pavia und Mailand nach Wien, wo er der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt wurde, aber sich nur mit Mühe in seiner Muttersprache, die er fast gänzlich verlernt hatte, auszudrücken vermochte. Die Kaiserin hörte die kurze Schilderung seiner Leiden mit großer Theilnahme und bewilligte ihm ein erkleckliches Reisegeld, um sich, wie er wünschte, nach Botzen zu begeben. Er versuchte hier noch, durch die Seelsorge nützlich zu werden, aber seine Schwäche ließ große Anstrengung nicht zu, auch duldeten seine Mitbürger nicht, daß der ehrwürdige alte Mann in den letzten Tagen seines Lebens der Ruhe entbehre; er starb im Jahre 1790 von allen beweint. — Mit ihm schließen auch die Missionsreisen nach dem östlichen Afrika im achtzehnten Jahrhundert, wenigstens ist bis jetzt kein neuerer Bericht bekannt geworden.

Besuchungen, neue, des **allerheiligsten Altarssakramentes** nebst **Andachten** für das **40stündige Gebet**, oder wenn sonst das hochwürdigste Gut ausgesetzt und der Segen gegeben wird. Mit Approbation Sr. Eminenz des Cardinals **Wiseman**. Aus dem Engl. Min.-Ausg. 15 kr. od. 4½ sgr.

Ravignan d. G. J., das **Leben** der **christlichen Frau** in der gesellschaftlichen Welt. Aus dem Französ. 8. 1 fl. 21 kr. od. 25½ sgr.

Rotte, P. A., die **heilige Mission**, oder ausführliche Erwägungen jener Heilswahrheiten, welche bei den Missionen vorgetragen werden. Mit Approbation der hochw. bischöfl. Ordinariate zu Münster u. Regensburg. Mit 1 Stahlst. 8. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Mettenleiter, Dr., **die Zelle in der Welt**. Ein Lehr- und Gebetbuch für die katholischen Christen überhaupt und für die Mitglieder des **dritten Ordens** insbesondere. Aus mehreren kirchlich approbirten Werken zusammengestellt. Mit 1 Stahlst. 3te, sehr verm. und verb. Auflage. 8. (888 Druckseiten.) 1 fl. 21 kr. od. 25 sgr.

Venedien, H., **fruchtbringender Himmelsthau** zur Erquickung der Herzen. Oder: **Geist- und lehrreiche Predigten** auf die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Getreu dem Originale nach mit verbesserter Sprache herausgegeben von C. Goldschmidt. Ir u. IIr Jahrg. Jeder 3 Bde. (1r u. 2r Sonntagspredigten. 3r Festtagspredigten). gr. 8. Der Jahrgang 4 fl. od. 2 Thlr. 15 sgr.

Segneri, P. P., die **Andacht** zur seligsten Jungfrau **Maria**. Belehrung über die Beweggründe und über die Mittel, welche die Gläubigen dahin führen, der Gottesmutter recht zu dienen. Aus dem Italien. Min.-Ausg. 24 kr. od. 7½ sgr.

Stelzig, J. A., **Vergißmeinnicht**. Ein Blumensträußchen von der Mission zur beständigen Geisteserneuerung. Ein vollständiges katholisches Betrachtungs- u. Erbauungsbuch. Nach Abbé Collomb bearb. Mit 1 Stahlst. gr. 12. 36 kr. od. 12 sgr.

Külb, Philipp Hedwig,

Geschichte der Missionsreisen nach Afrika vom Anfange des sechzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts

Bd.: 3

Regensburg (1863)